

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Allerlei Neues zu Spaß und Ernst

[urn:nbn:de:bsz:31-338642](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338642)

Württemberg. König: Wilhelm I., geb. 27. Sept. 1781, regiert seit 30. Okt. 1816, vermählt den 15. April 1820 mit Pauline, Prinzessin von Württemberg. (Dritte Gemahlin.) — Kronprinz: Karl, geb. den 6. März 1823.

II. Regierende Häupter außer Deutschland.

Belgien. König: Leopold I. Georg Christian Friedr., geb. 16. Dezbr. 1790, regiert seit 21. Juli 1831.

Dänemark. König: Friedrich VII., geb. den 6. Oktbr. 1808, regiert seit 19. Januar 1848.

Frankreich. Republik seit dem 24. Febr. 1848. Präsident: Louis Napoleon Buonaparte.

Griechenland. König: Otto I., geb. den 1. Juni 1815, den 3. Oktbr. 1832 zum König erklärt, regiert nach erlangter Volljährigkeit seit 1. Juni 1835.

Großbritannien und Irland. Königin: Victoria I., geb. den 24. Mai 1819, regiert seit 20. Juni 1837, verm. den 10. Februar 1840 mit Albert, Bruder des reg. Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha.

Kirchenstaat. Papst Pius IX. (Mastai Ferretti) geb. den 13. Mai 1792, reg. seit 28. Juni 1846.

Modena. Herzog: Franz V., geb. den 1. Juni 1819, regiert seit 20. Januar 1846.

Neapel und Sicilien. König: Ferdinand II. geb. 12. Januar 1810, reg. seit 8. Nov. 1830.

Niederlande. König, auch Großherzog v. Luxemburg: Wilhelm III., geb. den 19. Febr. 1817, regiert seit März 1849.

Parma. Herzog: Karl, geb. 22. Decbr. 1792, regiert seit 1848.

Portugal. Königin: Donna Maria II. da Gloria, geb. d. 4. April 1819, verm. 9. April 1836 mit Ferdinand von Sachsen-Coburg-Gotha (Kohary), jetzt König von Portugal.

Rußland. Kaiser, auch König von Polen: Nikolaus I., geb. 25. Juni a. St. 1796, regiert seit 1. Dez. n. St. 1825, vermählt den 13. Juli 1817 mit Alexandra (vorher Charlotte), Prinzessin von Preußen.

Sardinien. König: Victor Emanuel, geb. den 14. März 1820, regiert seit 1849.

Schweden und Norwegen. König: Oskar I., geb. den 4. Juli 1799, regiert seit 8. März 1844.

Spanien. Königin: Isabella II., geb. 10. Okt. 1830, als Königin proclamirt den 2. Okt. 1833; vermählt den 10. Octbr. 1846 mit dem Infanten Franzisco de Assis.

Toskana. Großherzog: Leopold II., geb. den 3. Oktbr. 1797, regiert seit 18. Juni 1824.

Türkei. Großsultan: Abdul-Medschid-Khan, geb. 6. Mai 1822, regiert seit 1. Juli 1839.

Von dem Jahresregenten und der vermuthlichen Witterung.

Im Jahr 1850 ist nach der Meinung der alten Astrologen, daß jedes Jahr von einem der sogenannten sieben Planeten, nämlich dem Saturn, dem Jupiter, dem Mars, der Sonne, der Venus, dem Merkur und dem Mond regiert werde, der Planet Venus der Jahresregent. Wenn nun derselbe wirklich Einfluß auf die Witterung hätte, so würde nach dem hundertjährigen Kalender das Jahr 1850 mehr feucht als trocken, aber ziemlich warm werden, und es müßte die Witterung derjenigen früheren Venusjahre, wie z. B. 1822, 1829, 1836 und 1843 ähnlich sein. Aber in den genannten Jahren war die Witterung keineswegs von ähnlicher Beschaffenheit, und es ist ein alter Kalender-Aberglauben, daß durch den Einfluß eines solchen Planeten alle sieben Jahre die nämliche Witterung wiederkehrt; deswegen haben auch die neuern Astronomen und Wetterkundigen die Jahresregenten abgesetzt.

Ferner hat die Erfahrung gelehrt, daß der Mond auf die Witterung ebenfalls keinen merklichen Einfluß ausübt; wäre derselbe bedeutend, so müßte alle 19 Jahre die Witterung von ähnlicher Beschaffenheit sein, was aber keineswegs der Fall ist. Hiernach würde die Witterung im Jahr 1850 mit der des Jahres 1793 die meiste Ähnlichkeit haben, weil in beiden Jahren die Voll- und Neumonde auf dieselbe Monatstage fallen. Alsdann wäre aber kein fruchtbares Jahr zu hoffen, denn im Jahr 1793 schädeten der kalte Frühling, späte Nachfröste, indem noch im Anfang Juni die Reben und viele Feldgewächse erfroren sein sollen, so wie die große

Hitze und Trockenheit des Sommers allen Erzeugnissen, so daß weder die Ernte noch die Weinlese ergiebig ausfiel.

Ueberhaupt ist es den Wetterkundigen bis jetzt noch nicht gelungen, die Ursachen aufzufinden, durch welche die Veränderungen und der jedesmalige Zustand der Witterung hervorgebracht wird; jedoch hat die Erfahrung gelehrt, daß unter allen Hilfsmitteln zur Vorbestimmung der Witterung ein gutes Wetterglas das sicherste ist, obgleich auch hiebei immer berücksichtigt werden muß, daß es keine Regel ohne Ausnahme giebt. Daher hat der Astronom des rheinl. Hausfreundes die vermuthliche Witterung für die einzelnen Monate und die 4 Jahreszeiten des Jahres 1850 nur im Allgemeinen mitgetheilt, zweifelt jedoch daran, daß es eintrifft. Um aber dem geneigten Leser es möglich zu machen das Wetter mit einiger Wahrscheinlichkeit selbst vorherzubestimmen, hat er die alten Wetter- und Bauernregeln mit Anmerkungen versehen, welche angeben, ob sie der Erfahrung nach eintreffen oder nicht, und hat für jede Jahreszeit Wetterglas-Regeln mitgetheilt, welche auf vieljährige Erfahrung gegründet sind.

Diese Regeln gelten aber nicht für die einzelnen Monate, welchen sie beigelegt sind, sondern sie bilden immer von drei Monaten zusammen ein Ganzes. Es gelten nämlich die Regeln vom Januar, Februar und Dezember für den Winter; die vom März, April und Mai für den Frühling; die vom Juni, Juli und August für den Sommer und die vom September, October und November für den Herbst.

Allerlei Neues zu Spaß und Ernst.

Einiges aus dem Kalender.

(Fortsetzung vom vor. Jahrg.)

Da sind dem Hausfreund fern, wie er im besten Zuge gewesen ist, den Kalender zu

erklären und schier gelehrt von den Monatsnamen und ihrer Bedeutung sich ausgelassen hat, die Weltbegebenheiten dazwischen gekommen, daß er hat abbrechen müssen, wo es gerade am Schönsten gekommen wäre. Er hat eben auch

mit müssen dem Neuesten nach, das Schuld gewesen ist, daß manchen Andern im Halße stecken blieb, was er eben gerne in aller Ruhe und Gemüthlichkeit hat wollen diskuriren. Wie wenn in einer Gesellschaft, die eben behaglich einem Gespräche lauscht, Einer herein springt mit Reuschen und den Sprecher unterbricht: Nachbar, vergesst eure Rede nicht, aber Das und Das! Und da rumpeln alle Bänke, und alle Zuhörer fahren auf und polternd zur Thüre hinaus, zu sehen, was es gegeben hat, und hindendrein, nur etwas langsamer, auch am Ende der Erzähler, weil er doch keine Zuhörer mehr hat, und selber auch wissen muß, was geschehen ist. Indessen hat er sich doch den Rath gemerkt: Vergesst eure Rede nicht. Und wenn die Gesellschaft einmal wieder zusammenkommt und erinnert sich ans letzte Mal und was seither sich zugetragen, und hat das hin und her aufs Neue genugsam besprochen, so ergreift er wohl einmal eine Pause und die Gelegenheit, und spricht: ja wohl, was ich damals eigentlich noch sagen wollte, — nämlich, damit wir das Beste nicht vergessen u. s. w., u. s. w., so kommt er und die Zuhörer allmählig wieder in Zug, und er kann an den Mann bringen, was er auf der Zunge gehabt hat seither; es hält ihn gewürgt, wenn er's wieder hätte ganz verschlucken sollen. So hat's der Hausfreund auch mit dem, was er lest noch von den Namen der Monate im Kalender gesprochen hat, von dem September, October, November, December. Er meint, er müsse noch etwas dazu setzen, und das will er heuer thun, eh' wieder etwas dazwischen kommt.

Die Monatsnamen, die er da fernd erklärt hat, sind nämlich welche lateinische Namen; einem ehrlichen Deutschen muß man sie aber erst erklären. Das ist aber schon eine widrige Sache, Namen zu brauchen, die erst eine gelehrte Erklärung bedürfen, bis man sie versteht. Aber auch wenn man sie erklärt, so passen diese Namen eigentlich eben auch nur auf welche Monate, und selbst das schon seit 1500 Jahren nicht mehr, seit die alten Heidengötter abgesetzt sind. In ein deutsches Jahr und zu einem deutschen Monat, im deutschen Land und am deutschen Himmel passen sie einmal gar nicht mehr, und darum, sollte ich meinen, auch nicht mehr in unsere Sprache und in unsern Mund. Obendrein ist es mir, als wäre nur das ein schöner Name für irgend eine Sache, der dieselbe auch recht anschaulich und erschöpfend bezeichnet, d. h. zeichnet, wie sie ist. Nun aber ist es nicht, als ob wir in unserer Sprache keine Namen hätten für unsere Monate. Was? und noch obendrein so schöne und so richtige und so bedeutungsvolle Namen, daß es eine Sünde

ist, nicht sie, sondern fremde an ihrer Statt zu gebrauchen. Darf ich dir sie nennen, lieber Leser? Sieh Acht, es geht dir wie dem Hausfreund, du hast deine Freude d'ran.

Wolfs-Monat haben unsere alten Deutschen den Januar genannt; das ist ein Name! Da wird Einem gleich so recht ungeheuerlich dabei zu Muth, wie in einer recht kalten Winter-Nacht, und doch ist er auch warm der Name, wenn man sich in Pelz gewickelt denkt, während draußen der Schnee fracht. Indessen willst du dir den Sinn recht deutlich machen, so denke dich in die Zeit zurück, wo noch ganz Deutschland ärger war als der Böhmerwald, und in den langen, eisigen Nächten draußen die Wölfe ihren Gesang anhuben, der noch schauerlicher klingt, als der Kriegsgefangener der Wilden und unheimlicher als manche Kagenmusik. Da wußte man, warum man den Monat, da es am kältesten ist und die wilden Bestien am hungerrigsten sind, danach benannte. Auch Winter-Monat, wie Kaiser Karl der Große den Monat nannte, laß' ich mir gefallen; auch da weiß man, wo man dran ist, und der Name sagt's gleich, daß es draußen so recht derb, kalt und fest und schneidig sei, während die Tannen im Walde dastehen wie Schafe bevliest und dumm träumend die Ohren hängen lassen, die Flüsse nicht wissen, was das für eine Sacht ist, die sie lähmt, und an die Decke, die sich über sie legt, wie um den armen Gefangenen der immer erger werdende Kerker in Italien irgendwo, vergeblich pochen und pressen, und zwingen ihn nicht, — und die Kamine rauchen, und hie und da pfeifend schießt ein Schlitten klirrend vorüber auf eisiger Bahn, und die Rüstern des Kenners dampfen wie das Kamin einer Locomotive; im engen Stübchen aber ist's warm und behaglich, und gute Freunde sitzen zusammen und plaudern, und der letztjährige Wein ist jetzt gerade recht zum Abendtrunk abgeklärt. Ja, Wintermonat ist ein Name, so schön als der Winter selbst. Doch geb' ich zu, daß, wenn wir einen Namen hätten, der Januar in's Deutsche übersezt, dieser viels leicht mir dennoch lieber wäre. Denn Januar heißt meinethwegen der Pfortner; — der Pfortner zum neuen Jahre ist's. Und ist dir's nicht auch schon so gewesen? Du hast am Neujahrmorgen dein Hausbuch vorgenommen, eine neue Seite linirt, und mit großen Buchstaben eingetragen als erstes Datum: erster Januar 18—. Da ist dir eingefallen, daß du wahrhaft am Eingang stehst einer neuen Zeit, an einer Pforte, — wohin sie führt, in ein Paradies oder in ein Trauerhaus, das weißt du nicht. Oder hast du deinem Freund oder deiner Freundin glückliche Wünsche geschrieben — du kannst nur wünschen, ein Anderer muß erfüllen. Doch ist

ja glücklicher Weise Der, der für uns an der Pforte steht, nicht, wie für die Römer der Janus, Einer mit zwei, sondern nur mit Einem Angesicht, und zwar dem Einem voll Liebe und Gnade; sieh' einmal in dieses ehrliche Angesicht recht herzlich und vertrauend hinein, und dann tritt herzhaft über die Schwelle; du trittst in keine Falle.

Hornung heißt der zweite Monat seit uralter deutscher Zeit. Er, bei dem Namen wird's Einem auch noch ganz altdeutsch zu Muth. Das war die Zeit ihrer Gelage; vom Wintermond herüber, den man auch den großen Hornung nannte, dehnten sie sich auch in diesen Monat aus, und noch waren unsere Altvordern in einem Monat mit Weth und Bier nicht fertig geworden, und noch weniger mit ihrem Durst. Darum füllten sich immer auf's Neue die Becher und freisten die Trinkhörner. Denn aus großen Hörnern ungeheurer wilder Stiere tranken sie, und wenn diese beim Anstoßen auch nicht gerade melodisch klangen, wie heut zu Tage unsere Gläser, so gingen sie auch nicht so leicht in Scherben, wie diese, und konnten auch den Stoß von schwergewordenen Händen ertragen. Von diesen Hörnern aber eben hat der Monat seinen Namen erhalten.

Doch während der Januar hie und da der große Horn genannt ward, hieß schon der Februar nur noch der kleine. Denn wenn's auch immer noch eine Zeit ist, da man vor Stürmen und Schneeschauern gerne daheim im Warmen bleiben mag, so ist es doch auch schon, als ob man ganz insgeheim vom neuen Leben in der Erde etwas spürte, was gemahnt, als könnt's der Frühling werden. Scheint nicht an Lichtmeß schon die Sonne wieder auf's Frühbrod, anstatt der Lampe? Schießt nicht der erste Saft in die Bäume am Valentinstag mit Sonnenaufgang, und der erste Liebestrieb in die Vögel, daß sie sich aufmachen und jeder sein Schäschen wählt, bei dem er vorläufig wenigstens unterm Dachvorsprung fensterlet, mit gestruppten Federn und den Pflaum wie einen Manteltragen aufwärts über die Ohren geschoben, bis die Zeit kommt, ein eigenes Nest zu bauen? Und wenn so manchmal ein Streifen warmen Windes, fast nur schuhbreit, durch die sonst kalten Lüfte herweht, als wär's gerade nur ein einzelner, durchgegangener Hauch vom Süden her, der auf seiner Flucht durch die frostige Welt fortschöpfe, — so jubelt's auch im Menschen auf und hüpfet in ihm, wie das Kind im Mutterleibe, das Bewußtsein, daß der Erlöser, daß neues Leben im Anzug ist.

Und der Kriegsmonat kommt, der Martius, wie ihn die Römer nannten. Nun ja, ein Krieg beginnt in ihm: Frühling und Winter

kämpfen, wer's gewinnt, und der Winter ist ein verstockter, hartnäckiger alter Fürst, der nicht nachgeben will, und der Frühling noch ein wilder Burische, so ein Turner, der Nichts erwarten kann, sondern nur gebietet, wie's werden soll, und wenn's nicht gleich wird, braust er auf und will sturmlings erobern, anstatt abzuschmeicheln; da geht der Hader los, und die Beiden haufen und brausen und toben an einander hin, man sollte oft nicht meinen, daß etwas Gutes daraus werden könnte. Ganz insgeheim aber wachsen zwischen all den Hader hinein die Schneeglöckchen aus der Erde und die Veilchen am Boden und versprechen lächelnd: es wird schon werden, wir probiren's einmal, denn es ist Lenz. Und der Monat soll nicht umsonst der Lenzmonat heißen, das heißt Lang Zeit, wo Einem die Zeit lang wird daheim im Dunkeln, draußen aber der Tag länger und der Frühling immer stärker, und je stärker, desto ruhiger triumphirend. Und der Alte, der Winter, der macht's immer mehr, wie's fernd so Manche vom alten Systeme gemacht haben. Gewehrt haben sie sich hitzig, aber sie selbst fühlten, daß sie Alles verläßt, sie haben keinen Boden mehr, da haben sie murrend eingepackt und sind fort, dem Norden zu; dort ist noch der alte Absolutismus besser daran, dort kann er abwarten, bis seine Zeit wieder kommt. So macht's der Winter, er zieht ab. Nur — daß er wohl Recht hat, wenn er voraussetzt, daß er wiederkommt, schon ehe ein Jahr vergeht, denn so hat's Gott geordnet. Den Absolutismus aber? — wird der liebe Gott nicht wieder aufkommen lassen wollen!

Und gegen den Namen April hätt' ich freilich eigentlich nichts, wenn er nur deutsch wär, denn auch ich höre seinen Ruf: die Fenster auf, die Herzen auf! geschwinde! geschwinde! Auf geht Himmel und Erde, und wenn auch manchmal noch der alte Feind der Sonne von hinten her eine Wolkenkappe über die Augen zieht, und derweil sie blind ist, die Erde mit Schnee bewirft, so ist das nur noch der letzte verpuffende Grimm, und die Sonne streift bald lächelnd die Mütze wieder über die Stirne zurück, und schmeichelt mit ihren freundlichen lichten Augen den Schnee in Grundsboden hinein, daß er Botendienste thut bei den Keimen da drunten, und ihnen hinterbringt, jetzt sei es Zeit; jetzt dürfen auch die schüchternsten schon kommen. Und das hören und sich aufmachen ist eins bei den eingesperreten Kindern im dunklen Grund. Da wuselt's und purzelt's hervor, eins am andern, treibt nicht, so gilt's nicht, und sucht's eins dem andern zuvor zu thun, wer zuerst den Sonntagschmuck an habe, und über ein Kleines steht der Garten voll Blumen und die Wiese

voll Blümlein, und die Bäume thun sich auf wie der Strauß, den in des Hausfreunds Heilmath der Bräutigam an den Brustlaß steckt bei der Hochzeit, so groß und voll, daß er sich ganz rückwärts biegen muß, um das Gleichgewicht zu halten. Das haben unsere Altvordern dem Monat April wohl abgesehen, und darum haben sie ihn den Blumen-Monat getauft, und ist das nicht schön und verständlich? Noch lieber aber ist mir der Name Ostern-Monat, den der alte Kaiser ihm gab, weil Ostern meistens in diesem Monat fällt. Denn der Name klingt eben doch ganz wie vom heiligen, seligen Himmel her, der Name Ostern. Auferstehung, das ist's, was die Welt feiert im Frühling, aus dem Grab und Tod zum Licht und zum Leben. Und all' die Frühlingsherrlichkeit ist erst Gleichniß und Bild einer unvergänglichen Herrlichkeit; daß ich dieser gewiß bin für meine und deine unsterbliche Seele, das macht mir erst auch das Herz froh für die Lieblichkeit, mit der die ganze sichtbare Welt mitfeiert das größte Fest der unsichtbaren Welt, und für die Blüten und Kränze, mit der sich des Auferstandenen einstige Grabstätte wieder schmückt, unsere Erde.

Und als der Kaiser Karl, der große Held, da drunten in Ingelheim mit seinen Rittern saß, vor ihm aufging des Rheines Pracht und des ganzen Gaues unbeschreibliche Herrlichkeit vor seinem Balkon sich auseinanderlegte, — und der grüne Strom leuchtete herauf und die Fluren blüheten, und die Berge strahlten in bunten Farben, und im Becher funkelte der Wein und im Kreis der Helden und ihrer Damen waltete kräftiger Scherz neben minniglicher Sitte, und von drunten tönte die Harfe zu des Kaisers Ruhm, und drüber strahlte der Himmel, der sein Reich gesegnet, — da war des Helden Herz gewaltig voll und mächtig angeschwellt von unsäglichem Behagen, und er fragte, wie er sie nennen solle, die selige Zeit, die ihm geworden, und den Monat, der der schönste von allen sei. **Majus** nannten ihn seine Schreiber; er aber schüttelte das Haupt. **Dreimelker** nannten ihn die Sachsen, denn dreimal melkte derzeit der Hirte auf saftiger Flur seine Herde. Doch wieder verneinte der Kaiser. Aber **Wonne-mond** soll er heißen! Sprach er. Dazu hat der Herr ihn gegeben. — Und der Hausfreund steht zwar nicht auf dem Marmor-Balkon zu Ingelheim und hat nicht um sich her des Rheingaues kostbare Pracht — aber des Kaisers Sinn versteht er doch, und „Wonnemonat soll er heißen und einem Jeden auch werden!“ sagt auch er; denn einen schönern Namen, wie einen schönern Monat, giebt's nicht.

Und ob du den nächsten Monat nennen willst wie die alten Sachsen den Weidemonat, weil

die Herde Tag und Nacht im Freien blieb und auf den Almern jetzt die würzigsten Kräuter laß, oder Sommermonat, weil, wie Einer es auslegt, immer noch der Sonne mehr wird, bis sie am Himmel die höchste Höhe erreicht, die ihr zugemessen ist, oder Brachmonat, wie Kaiser Karl, — das ist dir überlassen, lieber Leser; mehr Sinn hat jeder dieser Namen für dich, als der Name Junius. Den letzten Namen Brachmonat trägt er von brachen = brechen, den Boden aufbrechen, das bisher unbebaute Land bebauen zur künftigen Winterfaat, und so mahnt der Name an der Erde hoffnungsvolle Fruchtbarkeit.

Was aber hat denn Julius Cäsar dem deutschen Volke Liebes erwiesen, daß es auch ihm zu Ehren einen eigenen Monat auszeichnet? Etwa daß er es war, der unsere Voreltern, die Alemannen, höhrend aus dem eroberten Elsaß trieb, und der Erste war, der eine Brücke schlug über den Rhein herüber, darüber alles Unheil ihm nachfolgen konnte, was Rom und Weisland uns bereitet hat? Nun wer an ihm als dem gewaltigen Modler des Staats und dem Helden im Krieg eine besondere Freude hat, der mag seiner gedenken bei einem Titel, der aus seinem Zunamen entstanden ist, Kaiser nämlich, worein der Name Cäsar überging, weil der Gewaltige keinen höheren Namen für seine Macht kannte, als cäsarische Gewalt, keine höheren Ehrentitel, als den Namen seines ersten Vorgängers. Doch giebt's Viele, denen auch Cäsar und Kaiser ein widriger Name unfreundlichen Andenkens ist. Um so weniger wollen wir es verdoppeln im Namen Julius. Das ist der Monat, in dem in größerem Maße die Erde anhebt ihre Borräthe dem Menschen zu spenden, da seine Thätigkeit im Sammeln besteht. Der Heumonath heißt er, und dem Hausfreund scheint beim Namen schon, den der Mund nennt und das Ohr hört, der würzige, üppige Geruch zur Nase zu dringen, der von den frischgemähten Wiesen durch die heißen Lüfte weht; ja was! „man möchte selber ein Dachs sein.“ hat einmal ein Bauer gesagt, als er in vollen Zügen die Würze einathmete.

Eben so — was wollen wir von Augustus, dem falschen Kaiser? Meinetwegen, wenn's wahr wäre, daß in diesem Monat der erste große Sieg über sein Heer erfochten worden sei, der Deutschland frei machte, und den Kaiser so sehr verdroß, daß er sich hat wollen das Horn an der Wand einrennen! Da könnte der Name August uns klingen, wie Sieges-Mond. Oder weil Augustus so viel heißt als Mehrer, so sollte mir der Monats-Namen auch noch ein gutes Zeichen sein, daß er mehreren wolle unser Brod und uns Speise geben und Borrath zu unserer

Zeit. Aber dazu paßt viel besser der altdeutsche Name *Aust-Mond*, von *austen*, was so viel heißt als *ärnten*, oder *Arnte-Monat* geradezu, wie ihn der Kaiser Karl zu nennen befaß. Das Wort *Arnten* kommt her von *Arnen*, d. h. arbeiten, und ja wohl ist's ein *Monat*, in dem „von der Stirne heiß rinnen muß der Schweiß;“ aber er mahnet auch an der Arbeit Frucht und Lohn; und siehst du die weißen Kornfelder nicht sich dehnen und wogen im Morgenwind, wenn du nur den Namen hörst? siehst nicht der Schnitterinnen lustige Schaar mit den gelben Strohhüten und bloßen, sonngebräunten Armen, und siehst endlich, wie

„schwer herein
schwankt der Wagen,
kornbeladen,
bunt von Farben;
auf den Garben
liegt der Kranz,
und das junge Volk der Schnitter
fliegt zum Tanz; —

während Gott preisend auf dem verlassenem Acker ein armes Weiblein vergessene Lehren liest, da auch es der Vater im Himmel sein Brod finden läßt, wo es nicht hatte, zu säen?

Und über den Rand der leer gewordenen Felder herein hängen schweigend, wie müde Lastträger, die Obstbäume ihre tief herabgezogenen Äste, und der Apfel färbt sich wie eines Mädchens Wange, und die Birne schwillt vom Saft und der Pflirsich und die dunkle Pflaume, und matt vom Tragen warten sie auf Erleichterung. Du aber schüttelst mit starker Faust den Stamm, ein Hagel von Segen poltert nieder von den aufschnellenden Zweigen und füllt mit lieblich duftendem Reichthum deine Kammern; — ist's nicht ein freundlicher Mond, der Herbstmonat, und ein reizender Name? denn *Herbst* heißt so viel als *Pflücken* und *Sammeln*.

Aber der *Weinmonat* erst, welche Fülle von Lust liegt in diesem Wort? Da das süße, mundliche Kind, das bestimmt ist, zu erfreuen des Menschen Herz, geboren wird auf den grünen Bergen unter Büchsenknall und Feuerwerk und Liebeslast und Scherz? Da die Bütte sich füllt und die Kelter dröhnt bei Tag und Nacht, und mit prüfendem Gaumen der Käufer steht und kostet schmackend, und stolz daneben der Weinbauer, der Ehre seines Weins bewußt, der sich selber lobt und des Anpreisens nicht bedarf; und Fluthen von flüssigem Feuer strömen durch's Land, — um, wenn die Sonne nun wieder Abschied nimmt und sich zurückzieht, wohin die Edwalben und die Störche schon vorausgegangen sind, und es außerhalb wieder anhebt kalt zu werden und schaurig, — nun von innen die heitere Gluth zu nähren und zu schüren, und in tausend Flämmlein über Herz und Kopf

sich auszubreiten, damit der Freubengeist nicht auch auswandert, einem Zugvogel gleich, wenn nun der raue Winter wieder näher kommt.

Denn daß er kommt, verkündet dir der *Windmonat*. Hörst du den Sturm brausen durch die weß gewordenen Wälder? Vor sich her wirbelt er die dürrten Blätter, hinterdrein wirft er wie Geschosse den Schnee auf das oberste Land, und schüttelt den Pflügel auf und die weißen Kissen, darunter zur Ruh' entschlummern soll, was ausgeblüht hat, darauf sich lagern will der strenge Gebieter aus Norden. — Aber unsere Altvordern haben auch wohl gewußt, wie man sich helfen kann, und haben's auch uns hinterlassen, als sie ihm den Namen *Blutmonat* dazu gaben; denn das mahnt an *Wekelsuppen* und an so manchen Schweinchens rothes Fleisch, auf das das zarte Kraut schon wartet.

Indessen — wenn's draußen wirrer wird und wüster, wie läßt der *Christmond* die ganze selige Weihnachtszeit vor deinem Aug' aufgehen und heißt dich schon von ferne durch die Scheiben in die Hütten hineinschauen, wo er gar frommes und gemüthliches Leben aufbaut. Da siehst du die Mutter verstohlen sorgen für der Kinder Ueberraschung und selig schon im Voraus über ihre Freude lächeln; da siehst du Kinder schlummern, und goldene Träume umspielen ihre Schläfe, — und ein Baumlein entzündet sich mit hundert Lichtern und umhängt sich mit tausend lieblichen Gaben, daß das Licht in der schlafenden Kinder Augen fällt und sie, plötzlich erwacht, jubelnd anschauen wie in's offene Paradies hinein. Die Alten aber blicken dankbar und andächtig himmelwärts, von wo ihnen das ewige Licht aufgegangen ist, und stimmen ein in die Ehre Gottes in der Höhe, und beten um Frieden auf Erden. — Und so schließt mit himmlischem Segen der *Christmond* das Jahr, und füllt mit Vertrauen die Seele zum Uebertritt in's neue, da Der mitgibt, der ist gestern und heute und derselbe in Ewigkeit.

Sieh, an all' Das mahnen den Hausfreund schon die deutschen Namen der Monate, nur durch den Sinn und den Klang ihres Wortes. Und sind nun das nicht schöne Worte, nicht bedeutungsvolle Namen? So wäre des Hausfreunds unmaßgebliche Meinung, du und er — wir sollten ausmachen, daß jeder das Seine thun wolle, sie auch wieder anstatt der welschen in Ehren einzusetzen, und dadurch ehret du sie, daß du sie brauchst; dem Kalendermann hat's der Hausfreund schon an's Herz gelegt.

3) Woher die Wochentage ihre Namen haben?

Auch nicht von ungefähr und auch nicht erst seit gestern.

Ehe es in der Welt Monate und Monatsnamen gegeben hat, hat's Wochen gegeben. Denn nachdem der liebe Gott an den ersten sechs Tagen die Welt erschaffen, am siebenten aber geruhet hat, da hat der siebente Tag noch dreimal wiederkommen dürfen, bis einmal der Mond alle seine Veränderungen durchgemacht und dieselbe Fülle hatte, wie am Tage, da er erstmals die Nacht regierte; und so ist es seither geblieben, daß jeder Mond wie vier Veränderungen, so auch vier Wochen zählte durchschnittlich. Die Wochen aber bestanden nach dem Beispiel der ersten Woche so lang die Welt steht aus sechs Werktagen und einem Ruhetage, weil Gott den siebenten Tag geheiligt hat, einmal zum Dank für seine Durchhilfe an den sechs andern und zweitens zur Erinnerung an seine selige Ruhe.

Denn solche Ordnung hat er seinen Menschen schon eingewrät im Paradies; seinem auserwählten Volk hat er sie als ein Gesetz gegeben, daß sie nimmer vergessen sollten, so wenig als seine andern heiligen Gebote alle. Den andern Völkern aber, die sich von ihm zu weit verlaufen hatten, als daß sie die Stimme seiner Gebote noch hätten vernehmen können, denen muß wenigstens eine Ahnung, gleichsam eine alte unbewusste Angewöhnung aus der frühern Zeit, der Zeit des Paradieses und seiner Sitte, geblieben sein; denn merkwürdig ist's, daß auch sie diese Ordnung und diesen Unterschied von Arbeitstagen und zwar meist auch von sechs Arbeitstagen und einem Feiertag beibehalten haben, oder die Zeiteintheilung in Wochen.

Nur haben sie's nicht Wochen geheissen, daß ist eben der deutsche Name, die Griechen z. B. haben geradezu Tagsteben (Hebdomes) gesagt, etwa wie wir sagen können Jahrhundert. Aber unsere Altvordern haben auch gewußt, was sie thaten, als sie den Namen Woche machten und der Hausfreund hat dabei wieder seine Freude an seiner Muttersprache und ihren sinnvollen Wörtern. Denn das Wort Woche kommt her von einem Worte *Wik* oder *Weika* — magt's glauben oder nicht, wahr ist's doch — das bedeutet einen Wechsel, eine Abwechslung, eine Reihenfolge von wechselnden Dingen, also, wenn von der Zeit die Rede ist, von wechseln den Tagen, die allemal, wenn sie abgelaufen ist, wieder von vorn anfängt. Und da hätte der Hausfreund wohl Manches zu reden über diesen Wechsel der Tage, wenn er nicht versprochen hätte, zunächst nur von ihren Namen zu berichten, womit sie der Mensch unterschieden hat.

Aber, um nun auf diese zu kommen, so sind diese nicht, wie jener Wechsel von 6 Arbeitstagen und einem Ruhetage, aus dem Paradiese her, oder aus der Bibel genommen. Im Gegentheil,

die Bibel nennt sie nicht mit Namen, sondern mit Zahlen, indem sie vom Sabbath an weiter zählt; der Sonntag ist der erste, der Montag der zweite Sabbath u. s. w., bis der Sabbath wiederkehrte, wobei einmal das zu bedenken ist, daß die Juden mit diesem die Woche nicht anfangen, sondern schlossen, also auch ihr Wochenanfang, wie bei uns jetzt, unser Sonntag war; und zweitens, daß sie damit alle ihre Tage in eine bedeutungsvolle Beziehung zum heiligen Tage setzen wollten, an den schon ein jeder Tag durch seine Bezeichnung erinnern sollte, wie auch unsere Tage vom Sonntag her eigentlich ihr rechtes Licht erhalten müssen. Aber aus dem Morgenlande kommen jene Namen doch und vom Himmel, wenn auch nicht vom Paradiese, stammen auch sie. Vom Sternenhimmel nämlich.

Diesen haben unter den heidnischen Völkern der alten Welt zuerst die Chaldäer und nachher die Egyptier genau beobachtet und haben an ihm hauptsächlich sieben Gestirne ausgezeichnet als solche, die zu der Erde in naher Beziehung ständen, die sogenannten sieben Planeten, zu welchen sie auch die Sonne und den Mond gerechnet haben. Diese Gestirne haben sie, da sie einmal so weit von der rechten Himmelskunde abgewichen waren, daß sie den einen obersten Gott nicht mehr kannten, und das Geschöpf statt des Schöpfers verehrten, zu ihren Göttern gemacht, und für höhere selbständige Wesen gehalten. Von ihnen glaubten sie, daß sie in der Ordnung, in der sie nach einander am Himmel erschienen, so auch in der Herrschaft der Welt einander ablösten, und zwar zunächst in der Stunde, da gerade jeder am höchsten am Himmel stand. Weil aber so seine Herrschaft doch gar zu kurz gewesen wäre, so kamen sie darauf, jedem einen Tag in der Woche als die Zeit seiner Regierung anzuweisen, und zwar den Tag, in dessen erster Stunde er auf dem Thron am Himmel saß. Diesen Tag heiligten sie drum diesem Sternengott, und gaben ihm des Sternes Namen, so daß also die Namen der Wochentage nichts anderes waren, als die Namen der an ihnen regierenden Sterngötter, denen diese Tage zu gnädiger Amtsführung empfohlen waren.

So weit war man, als die Griechen zuerst und nachher die Römer bei den Egyptern in die mathematische Schule gingen, und die Wissenschaft des Morgenlandes ins Lateinische übersetzten lernten.

Da hat es sich von selber gegeben, daß die Römer für die egyptischen Götter die Ihrigen unter die Sterne, für die egyptischen Namen die lateinischen Götter- und Planeten-Namen in ihren Kalender setzten, und so sind die Bezeichnungen der Wochentage entstanden, die in der römischen Zeitrechnung gewöhnlich sind.

Der Leser versteht's nun schon. Der Tag an dem die Sonne als der Regent verehrt wurde, welche bei den Lateinern Sol hieß, wurde der Sonnentag, lat. dies solis. Hinter der Sonne kam der Mond mit seinem Tag, (dies lunae), so wurde dieser der Mondtag genannt. Der dritte Tag gehörte dem Planeten, welchen die Egypter Erton, die Römer aber nach ihrem Kriegsgotte Mars genannt hatten, also Mars-tag; den vierten Planeten hatten sie statt dem ägyptischen Piermes Merkur geheissen, nach ihrem Gott des Handels und des Verkehrs, so wurde sein Tag der Merkurstag. Das große leuchtende Gestirn, das für den Egypter Pizeus hieß, hatten die Römer ihrem obersten Himmelsgotte Jupiter zum Ehrenstern erwählt, den lieblichen Abend- und Morgenstern der Göttin der Liebe und der Schönheit Venus zugewiesen, so hießen auch ihre Tage Jupiters- oder Jovistag und Venustag, und den letzten der Planeten endlich hatten sie ihrem Zeitgott Saturn verehrt, dem Gotte, den sie alle seine Kinder fressen und verschlingen ließen, und der, wenn die Woche zu Ende war, schon wieder eine Ernte mit seiner Sense, schon wieder eine Mahlzeit seiner Kinder gehalten zu haben schien; so hieß der siebente Tag Saturnustag.

Woher aber nun unsere deutschen Benennungen? Nun, siehe, da unsere Alten den ganzen Kalender von den Römern sich hatten schenken lassen, so haben sie auch ihre Namen mit überkommen; nur haben sie es zum Theil wieder gemacht, wie die Römer gegenüber von den Egyptern, nämlich an die Stelle der römischen Götter ihre deutschen Gottheiten eingefügt, einige der Tage aber auch bezeichnet nach Berrichtungen, die an denselben gebräuchlich waren.

So ist der Sonntag der Sonntag geblieben, und der Mondtag der Montag. Denn die Sonne, die über Deutschland scheint, ist gerade dieselbe, die auch den Italiener bräunt und den Egypter schwärzt, nur daß sie ein bißchen milder und gemäßigter ist; und es war auch derselbe Mond, der in die deutschen Nächte und Sichenwälder hinein lachte, welcher auch auf den Pomeranzenblüthen Italiens strahlte und im Nil seine Schimmer zittern ließ; und bekanntlich hat der Knabe von Kuppingen in Schwaben nicht unrecht gehabt, wenn er, wie er einmal in der Fremde den Mond am Himmel sah, mit Jubel den alten Bekannten von der Heimath her erkannte und begrüßte: ei, wahr! der Kuppinger Mond! So bedurfte es also hier nur einer Wortübersetzung. Anders verhielt es sich schon mit dem dritten Tag; der Mars war der Römer Kriegsgott, den konnten die Deutschen nicht brauchen, die hatten ihren eigenen und der

hieß Liu oder Ziu, und war der Gott des Schwertes. Daher heißt auch der dritte Tag, dessen Namen z. B. die Franzosen nach den Römern nachschwäken (mardi), in einem Theile des deutschen Vaterlandes noch heute Zistig = Zinstag; und auch Dienstag kann daher kommen; oder kommt es wenigstens vom Dienst, dem Kriegsdienst, der in jenes Gottes Regiment gehörte. Doch ist der Hausfreund auch der Vermuthung nicht feind, daß der Name herkomme von Ding, d. h. im Altdeutschen Versammlung, Rathes- oder Volksversammlung, welche allemal an diesem Tage im alten Deutschland gehalten wurde; weßwegen auch nicht unrecht ist, Dinestag statt Dienstag zu schreiben.

Für den vierten Tag auch haben die alten Deutschen den römischen Merkur nicht nöthig gehabt, den haben sie in Wahrheit doch nur als den Diebstag kennen gelernt, im Verkehr mit dem Volk, das er regierte. Darum haben sie an seiner Stelle ihren obersten Gott Odin oder Wodan gestellt, den Gott des Himmels und der Weisheit, der da über der Woche wie über aller Zeit gleichwählig thronte und waltete; Odinstag hieß ihnen sein Tag und heißt unsern Bettern, den Engländern, heute noch so: Wednesday. Weil aber in der christlichen Zeit sein Name ein verbotener wurde, so hat man den Namen langweiliger Weise als Mittwoch bezeichnet; warum, sagt der Hausfreund nicht. Und wenn man einen Donnergott brauchte, was den Römern der Jupiter war, so konnte es der deutsche Jupiter, der Thor, gerade so gut, wie der welsche; das war der Gott, der mit dem Donnerkeil die Erde warf, daß sie dem Samen sich aufthat und die Frucht aus sich hervorsprossen ließ. Drum hieß auch der fünfte Tag Thorstag, wie er wieder in England heute noch genannt wird; wir im eigentlichen Deutschland haben bloß statt des Namens den Titel gesetzt, Donnerers- oder Donnerstag.

Haben aber die Römer den sechsten Tag zum Festtag der Liebesgöttin machen können, so haben sie damit wieder nichts gehabt, als dessen auch die Deutschen sich freuen durften.

Die hatten auch eine Liebesgöttin, und obendrein noch eine viel ehrsamere und getreuerere, als die Welsche eine war, der man aus ihren Mondnächten und Pomeranzenwald-Berstedden allerlei Uebles nachsagte. Freia hieß die deutsche Göttin, ein freundliches, biederes Weib, die es auf fromme und treue Liebe abgesehen hatte, so daß noch heutiges Tages von ihrer Zeit und ihrem Brauch her freien so viel heißt als ehrlich heirathen. Ihr war der Freitag geweiht und nachgeheissen, auch für die Deutschen in heiterer Tag, bis die Erinnerung an den sterbenden Heiland ihn zum Trauertag der Woche machte.

Der siebente Tag endlich, der letzte der Woche, der hieß im altheutschen For- oder Lövertag, d. h. so viel als Bad- und Läuterungstag, und das war gewiß schöner, als wenn man ihn dem alten finstern Saturnus widmete. Hintennach, als die Bibel und das Christenthum auch zu den Deutschen kam, haben sie gelernt, ihn Sabbathstag zu nennen, den Juden nach, und daraus ist das Wort Samstag geworden. Oder aber haben sie ihn als den Feierabend angesehen nach vollbrachtem Wochenlauf, und darum Sonnabend geheißen; und das ist ein so lieblicher Name wie Sonntag. Wenn sich an diesem zu neuem Wochenlauf die Sonne erhebt, — und mit ihr die ganze Welt in neuer Freud und Leben, — so schließt sie mit freundlichem Rückblick den neu vergangenen Abschnitt am Sonnabend, und ich weiß nicht, ob dir's auch so ist, lieber Leser, wie dem Hausfreund, dem das Wort Sonnabend vorkommt, wie mit lauter lichtigem Abendroth geschrieben; wirft auch einen freundlichen Blick vorwärts auf den andern Morgen, da der Sonntag schon wieder anhebt. Dich aber will der Sonnabend auch einladen einen Rückblick zu thun und dich zu fragen, ob, wie am ersten Sabbath oder Samstag auch bei dir von Allem, was du gethan, gesagt werden könne, es war sehr gut? — und gieb Acht, ob dann nicht der Samstag auch für dich wieder ein Vortag könnte werden sollen, ein Reinigungstag, aber nicht am äußeren Menschen, ein Badtag zur Erfrischung, aber nicht des Leibes; und da meine ich, komme dann der Sonntag darauf, und was er dir bringen will, wann du ein Christ bist, gerade recht.

Denn siehe, wenn du auch deine Tage noch benennst mit Namen, die aus der alten Heidenzeit stammen, weist, darauf kommt am meisten an, wie du sie verlebtest; ob das rechte Sonnenlicht vom Himmel darüber scheint, und ob du im Wechsel der Wochen und Tage daran gedenkst, was in meiner Bibel steht; und es wird in der Deinigen auch geschrieben sein: Alle Tage wandelt in Gottes Wegen, denn sie sind des Herrn!

Auch ein Todtentanz aus dem Jahr 1848.

Das wird wohl nichts zum Spaß, wohl aber zum Ernst sein, denkt der geneigte Leser, und der mit ihm redet, muß dem Leser recht geben. Es ist etwas Rechtes zum Ernst und der Hausfreund bittet ihn, die Pfeife aus dem Mund zu legen und, wenn er es braucht, die Brille ein wenig fester auf die Nase zu

flemmen. Ja, lieber Leser! seit zwanzig Jahren habe ich nicht mehr im Kalender mit dir geredet, sonst wohl. Indessen sind mir die Haare bleicher geworden, aber das Herz nicht kälter. Conträr! habe ich mein Land und Volk noch viel lieber bekommen und eben darum — so setze dich her und schau und horch, was ich dir zeigen will. Sieh' da hat der Herr Buchhändler Georg Wigand in Leipzig sechs Bilder drucken lassen vom Herrn Alfred Kethel und ein Anderer hat Verse darunter gesetzt. Die Bilder sind wenigstens sechsmal größer, als sie dir der Hausfreund jetzt hinzeichnet, und wenn du sie selber in Lebensgröße sehen willst, so brauchst du nur dem Herrn Flammer in Pforzheim oder sonst einem Buchdrucker oder Buchhändler oder sonst einem Büchermann sagen: Hören Sie und lassen Sie mir den Todtentanz vom Kethel kommen; er kostet 54 kr. auf oder ab, und soll so schön sein, daß man eine Gänshaut kriegt. Aber haben muß ich den Todtentanz, schon deswegen, weil ihn der Hausfreund so rekommandirt und sagt, es sei ein Meisterstück an Kunst und Verstand. Und so wohlfeil! Wenn du so sprichst, geneigter Leser, so erhältst du den Todtentanz und hast was Prächtiges dein Lebtag und brauchst dir nur sieben Wochen lang alle Tag einen Kreuzer in die Sparbüchse zu legen, so fehlt dir nur noch ein Sechser, den schenkt dir der Hausfreund aus seinem Sack. Du sollst aber keine Kage im Sack kaufen, bei Leib nicht. Darum setz dich her zum Ofen, putz Brill und Licht und horch, wie der Hausfreund dir den Todtentanz explizirt. Vorerst aber mußt du wissen, daß es nicht umsonst heißt auch, dieweil es in alter Zeit gar viel solcher Bilder gegeben hat, die haben alle den Hingang des armen Menschen dargestellt, als hole ihn der dürre Tod zum Kehraus mit der Pfeife am Maul ab, und der arme Mensch will nicht recht dran vom Kaiser und König und Papst herunter bis zum Bettler und zum geneigten Leser. Es kostet sie alle! Wenn du nach Basel kommst, so frage nach Sankt Johann, da war zu alter Leute Zeit noch ein solcher Todtentanz, von Meister Holbein, seligen Angedenkens, in vielen Bildern kunstreich an die äußere Kirchenwand gemalt und hat den Baslern manchen Rappen eingetragen, wenn Leute weit her gekommen sind und wollten Meister Holbeins Todtentanz sehen. Um ihn besser zu erhalten, und damit auch die Enkel davon reden könnten, haben ihn die Basler zugestrichen. Da geht er freilich nicht verloren! Aber der Tod tanzt noch fort! Gleicherweise war auch ein solcher in Wälschland in Bologna, wenn der Leser als Schneidbergesell oder als sonst was dort gewesen ist

auf den Kirchhof gemalt. Also beschweden heißt es auch. Nur damit der Leser Alles weiß und seinem Hausfreund keinen Vorhalt macht, als hätte er ihm etwas vorenthalten; der Leser soll seinen Sechser nicht umsonst ausgegeben haben. Also unser Todtentanz ist von Anno 1848 und hat bis 1849 gedauert. Man schreibt jetzt 1850 und doch steht der Knochenmann nicht ganz aus, wie ein heuriges Häseln. Er bricht die Erde auf und drückt den Steinweg, wie ein



Riese, der vom Schlaf erwacht, mit einer Hand, das Kreuz, das Zeichen der Erlösung von diesem Erbfeinde unseres Geschlechtes, hat er zerbrochen und umgestürzt und mit dem Leichentuche noch angethan, stellt er keck den festen Fuß auf den Rand des Grabes und betritt die Erde, die von den faulen Menschen vergessen nur Disteln trägt und Eidechsen. Wie sollen sie sich um die Erde kümmern, wo sie Politik zu treiben, Putsch zu machen, Heckerlieder zu singen, hinter dem Schoppenglas auf ihren Großherzog oder sonstigen Landesherren zu schelten, und des Herrn Unterlehrers Erklärungen zur Mannheimer Zeitung, zum Verkündiger oder Volksführer oder Stuttgarter Beobachter oder andere Blätter zu hören haben? Jetzt wird es anderst und anderst muß es werden, heißt es. Gewiß! Denn wer steht beim Tod? Antwort: das Weibsbild, was ihm den Heckerhut mit der rothen Feder auf seinen kahlen Schädel setzt, das ist die Eitelkeit, die gern in den Spiegel guckt, sich selbst gern reden hört und meint, sie wisse Alles besser, als andere Leute. Und die ihm das Schwert giebt, mit der Schlange um den Hals, ist der lose Betrug und deutet wie die Lüge mit der

Maße hinten ins Eck! Sieh, weiter, da sitzt die Gerechtigkeit in ihrem Justizpallast mit verbundenen Augen und gefesselten Händen, und an ihrem Hause sind unten die Steine abgebrochen. Der Betrug hat der Gerechtigkeit das Schwert gestohlen und die Gesetze haben keine Kraft mehr. Ja die Lüge giebt ihm die Wage, die für Arm und Reich, Hoch und Nieder gleich wiegen soll; sie hat sie der Gerechtigkeit heimlich entwerdet. Die zwei Weibsbilder geben die gestohlenen Sachen, das Schwert und die Wage, dem Tod. Ha! wie der lacht und grinset und nach dem Schwert greift. „Wart! ich will pro 1848 und 1849 schon mähen; jetzt bin ich Meister!“ denkt er, und man sieht ihm am Maul an, was sein Herz denkt, wiewohl er keines hat. Zwischen der Eitelkeit und dem Betrug starrt mit verbissener Wuth der Blutdurst und hat die Sense bereit, um sie dem rechten Sensenmann zu geben, und zwischen dem Betrug und der Lüge steht hinten der Wahnsinn und hält dem Tode das Ross, welches vor Wollust wiehert. Das Todtenross! Aber alle diese Weibsbilder haben Krallen an den Füßen, wie heillose Raubvögel, die vom Nase der

Reichname leben und im Dienste des Satans stehen.

Nun, geneigter Leser! was sagst du dazu, wenn du zurückschauft und läßt das Jahr 1848 und 49 vor deinen Augen vorbei spaziren? Hat nicht Eitelkeit, die gern oben sein und eine Rolle spielen möchte, in Gemeinschaft mit

Lüge und Betrug das Gesetz gebrochen, mit dem Eid gespielt und so die blutige Revolution hervorgerufen, wo Wahnsinn und Blutdurst ihr schlimmes Handwerk trieben? Sieh Acht, wozu so was hinführen kann und muß; was aus dem Abgrund ist, muß wieder dorthin.

Also weiter! Da reitet der Tod ganz wohl!



gemuth mit dem Hederhut, der gestohlenen Wage in der rechten Hand und dem entwendeten Schwerte der Gerechtigkeit an der linken Seite, die Sense über der Schulter auf seinem tollkühnen Rosse, da reitet er, wie es heißt:

Und weiter ging es hopy, hopy, hopy!
Fort gina's im tausenden Galopp,
Das Ross und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben!

Aber wie ein echter Freiheitsmann muß er seine Cigarre im Munde haben, die er hoch hält, indeß sein Rappe den Kopf leuchtend hängen läßt. Er reitet auf die Stadt zu, wo er eher Arbeit finden wird, als bei dem ordentlichen Bayermann, der von den neumodischen Freiheitsideen nicht so arg viel hören will, weil er am Ende doch meint, zu viel Freiheit sei eher für Spitzbuben und Hallunken gut, als für ehrliche Leute, und er weiß recht gut, daß sein gnädigster Landesherr so wenig ohne Geld regieren könne, als der ordentliche Hausvater. Zudem so wolle er einen Fürsten, der

es für eine Gnade von Gott halte, daß er seine Krone trage und dem Volk wohlthun dürfe, als daß jeder hergelaufene Tropf an ihm herumkommandiren und Niemand gehorchen wolle, deswegen sucht sich der neue Freiheitsheld, der ohne Hosen reitet und dem die Stiefel mit den großen Sporen, die das Ross verwunden, schlecht passen — der sucht sich seine Leute in der Stadt. Was gilt's, dort findet er mehr als er braucht? Er ist nicht dumm, der Tod, und so alt als die Sünde, in deren Gefolge er in die Welt gekommen ist. Von ihm, mit seiner neuen Zeit, flieht der Fleiß mit dem Rechen und den Aehren im Schurz. Was hat der neue Geist mit dem Fleiß zu thun? Wo Was ist, da sammeln sich die Adler! das sagen dir die drei Vögel im Eck, denn sie merken, daß es bald Leichen genug für sie geben wird. Es wird's auch, leider! Indes — Israel, daß du verdirbst, ist deine eigene Schuld.

Wir reiten mit dem Tod, dem Freiheitshelden, weiter! Da ist er in der Stadt richtig

angekommen, wie er vor einer Brantweins-
kneipe kriegerisch gerüstet hinter dem Tisch mit
leeren Schnapsgläsern steht, aus denen er erst
freies Trinken eingeschent, die Köpfe erhitzt

und die Herzen für Lug und Betrug empfäng-
lich gemacht hat. Anderwärts hat er Freibier
ausgeschent an Bürger und Soldaten. So ist
es ihm auch hier gelungen! Da steht ein Grob-



schmied, der nachher wieder kommt, ein anderer
Ehrenmann mit verrissenen Pantoffeln und einem
Pfeif am Knie, der mit der Pfeif in der rech-
ten Hand und hat eine Blouse um. Der hin-
ten dran hat auch nicht viel zu verlieren mit
seinem alten, verdrückten Hut. Zwischen dem
Schmied und dem lachenden Weibsbild am End
steht ein Mann mit einem Mantel, der scheint
was Bornehmeres zu sein. Und schau, Leser!
obgleich Alles da herum betrunken ist und nach
der Herberg riecht, so ist doch bei den Ausläu-
fen Anno 1848 und 49 gewöhnlich in dem
schmutzigsten Gewühl ein feiner Rock zum Vor-
schein gekommen, dessen Inhaber den Leuten
Geld gab, um sie zu verführen. Am höchsten
unter dem Haufen steht ein Soldatenkopf mit
der Kappe und einer Königskrone darauf ge-
näht. Der Soldat macht ein bedenkliches Ge-
sicht, denn er will es nicht begreifen und an-
nehmen, was der Tod sagt, daß nämlich jetzt
zur Zeit eine Königskrone nicht mehr wiege
und werth sei als ein Pfeifenstiel! Den Solda-
ten mahnt sein Eid und macht sein Gewissen
ernsthaft; er hat seinem Fürsten geschworen,
wiewohl der Bürgeremann auch. Darum stutzt
er und vielleicht sieht er auch, wie der im He-
ckerhute die Zunge an der Wage festhält und

also falsch wiegt. Sonst müßte ja doch eine
goldene Krone tief hinunter ziehen. Aber so
muß man es anfangen, um den Leuten weiß zu
machen, daß nun kein Unterschied mehr sei, wie
ihn doch der ewige Gott geordnet hat, zwischen
Hoch und Nieder, Arm und Reich, König und
Unterthan. Was der Tod verspricht, ist, daß
nun Alles gleich werden soll.

Siehst du, geneigter Leser, was dort an der
Hausthüre steht, wie ein Maueranschlag: Gleich-
heit, Freiheit und Brüderlichkeit! Also das ist
der Speck, mit dem man die Mäuse fängt, das
die goldenen Worte, mit denen man dich, armes
Volk, betrügt. Wart nur, der Tod wird schon
Gleichheit und Freiheit und Brüderlichkeit bring-
en, daß dir's graust! Dafür will dir
der Hausfreund dann eine andere Gleichheit,
und eine andere Freiheit und eine andere Brü-
derlichkeit zeigen, wenn du so lange warten
wilst. Du weißt doch noch, daß in den neun-
ziger Jahren der Franzos auch so ein Geschrei
damit verführt und damit manchem ehrlichen
deutschen Mann Kopf und Herz verrückt hat.
Hat's der Tod damals als Citoyen nicht gehalten,
hat er es diesmal wieder so gemacht. Und
wer die Geschichte kennt aus den neunziger Jah-
ren, der weiß es. Glaube nur sicherlich, die

alte Mutter im Eck denkt daran und läßt sich nicht vom Satan blenden, und hat ihren Enkel, der nicht fort wollte, mit Gewalt weggeholt und schiebt ihn heim. Er war nämlich vorher bei dem Buben und dem Mädchen dort am Tisch gestanden, und hatte mit den Kindern den gottlosen Reden des Freiheitshelden mit der rothen Feder zugehört. So hat man die Herzen der armen Jugend vergiftet, und die gewissenlosen, unchristlichen Eltern hatten sie verführen lassen, anstatt sie heim zu treiben, wie die alte Großmutter auf dem Bilde. „Geh, sagt sie, Christian, geh heim; das ist nichts für dich, da hat Gott kein Gefallen daran.“ Vielleicht ist die alte Frau blind und hat eine Krücke, in der linken

Hand, daß sie der Enkel führen muß. Gewiß kommt sie aus der Kirche, denn sie hat den Rosenkranz noch anhängen. Was der Herr Kethel sagen will, ist, daß ein gottesfürchtig Herz, auch wenn die Augen blind sind, dennoch den Tod und das Verderben erkennt, auch wenn sie Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit versprechen. Das fromme Alter sieht klar und warnt, wenn auch vergebens; es hört ja Niemand darauf. Gottesfurcht macht die Augen hell! Schnapps macht sie finster und benebelt.

Ach, Alte, du hattest recht. Const, geneigter Leser, stünde der Tod, der Freiheitsheld, nicht auf der geschwind gezimmerten Rednerbühne



Da steht er und perorirt sich halb heißer! Warst du in Offenburg, oder auf dem alten Schloß in Heidelberg, oder zu Reutlingen oder in Wilferdingen? Da hast du's gehört, was er will! Haben sie da nicht Mord und Todtschlag verkappt oder gerade heraus verkündigt? Gemunkelt haben sie oft nur, aber verstanden hat's Jeder, ohne Brill. Die Fürsten abschaffen, die Beamten abschaffen, die Soldaten verführen, Abgaben aufheben, Alles gleichmachen, theilen, was der Andere hat, und selber nichts dabei schaffen. So lautete ihr Katechismus! „Standrecht und Todtschießen, das wollen wir, sagte Einer von ihnen, aber nicht für uns, sondern für Andere!“ So was geht ein in den Mund wie süßer Honig und wirkt inwendig wie

scharfes Gift. „Hier, sagt der Knochenmann auf der Rednerbühne, habt ihr das Schwert, ihr Brüder! damit tödtet, wer euch nicht gefällt! Heißt's Volksjustiz; es steht darauf, da könnt ihr's lesen! Der Pöbel ist souverän und kann thun, was er will. Was geht euch Gesetz und Recht und Ordnung an. Selber ist der Herr, und selber essen macht fett. Hurrah die Reichsverfassung!“ „Du Lügner! was faßest du von der Reichsverfassung? Wir wissen schon, was du willst, obschon du die dreifarbigte Binde, schwarz roth gold, um die Hüfte hast. Geh, wir lassen uns nicht von dir anführen!“ — Dabei zieht der Tod vor seinem Liebling, dem süßen Pöbel, den Hut gehorsamst ab, denn die Schelmen wechseln ihre Art und Weise, wie

die Umstände sind. Haben die Könige das Ruder in den Händen, so bücken sie sich vor diesen in den Staub, und treten das arme Volk mit Füßen. Kommt aber der Pöbel oben hin, dann lecken sie dem den Speichel und machen den Königen eine Faust! Pfui Schande! das thut kein ehrlicher deutscher Mann, der bleibt sich gleich vor Hoch und Nieder und ist Niemand's Speichellecker! Aber siehe nur, lieber Leser, wie sie alle nach dem Schwerte der Volksjustiz greifen, der Eine, um seinem gestrengen Herrn Bürgermeister einen Tuck zu thun, der Andere, um dem Amtmann zu schaden, ein Anderer, um seinen Pfarrer fortzujagen, oder seines reichen Nachbars Geldtruche ein wenig auszufegen, aber Alle, um ihres schlechten Herzens gottlose Gelüste zu büßen. Alles reißt sich ums Schwert, der vorderste hat sogar schon einen Stein in der Hand. Es sind fast lauter Handwerksbursche, Arbeiter, das heißt eigentlich Nichtarbeiter und Faulenzen, dabei viel Franzosen und Polaken. Bauern wirst du nicht viele dabei finden, obschon es auch an so liederlichen Bürschlein nicht gefehlt hat, die lieber faulzen als arbeiten, lieber den Bengel führen als den Pflug, die gerade Sense, um Glieder abzumähen, als krumme fürs Gras und Dehnd. Es wird ihnen aber schon noch vergehen! Dort hinten brennt's bereits, trommelt's schon und Gewehr im Arm geht es vorwärts Marsch und auf der andern Seite deines Bildes, da liegt schon einer auf dem Rücken und zwei dabei, die haben ihn ermordet und ballen noch die Fäuste wider ihn, weil er gegen Volksjustiz, Treulosigkeit und Empörung herzhast geredet hatte. Was haben diese Schurken den 18. Sept. 1848 mit dem ritterlichen Sprecher für die Wahrheit, Lichnowsky, dem Fürsten, und dem greisen Auerswald in Frankfurt gemacht? Ihr Blut haben sie vergossen und schändlich gemordet haben sie sie. Der Grobschmied steht neben dem Tod und zeigt nach den Soldaten, die kommen, und in der linken Hand hat er eine rothe Fahne, darauf steht: R e p u b l i k! — R e p u b l i k! weißt du, Leser, was das heißt? Sieh, dein Hausfreund läßt dich nicht im Stich, wenn du fragst, und guckt nicht umsonst in seine vielen Bücher. Republik heißt Gemeinwesen und will sagen: ein gesittetes, braves, gottesfürchtiges Volk wählt seine Obrigkeiten, macht seine eigenen Gesetze, führt selber die Waffen — gehorcht aber auch pünktlich seiner Obrigkeit, verlegt um Alles in der Welt kein Gesetz und führt die Waffen nur, um Haus und Hof, Weib und Kind gegen den Feind zu vertheidigen, aber nicht um Gesetz und Verfassung umzustürzen und seine Obrigkeit zu verjagen. Glaubst du, geneigter Leser, die Schreier auf der Redner-

bühne hätten eine solche Republik gewollt? Sie haben ja ihren eigenen Eid gebrochen, ihre Gesetze mit Füßen getreten, der Verfassung ins Gesicht geschlagen und ihren rechtmäßigen Fürsten verjagt! Sie jagten immer da droben: „Wir wollen dein Bestes, mein Volk!“ Das glaube ich, Leser, sie hielten dein Geld für dein Bestes und um das haben sie dich gebracht und sind dann fort in die Schweiz und nach Frankreich und nach Amerika. Jetzt weißt du's, vorher hast du's nicht glauben wollen. So hat dir's der Struve und der Brentano und der Peter und der Miroslawski gemacht und der Hecker hat selber die Platte gepust, weil seine Herrn Kameraden zu viel mit ihm theilen wollten. Da lebt sich's doch zehntausendmal besser unter einem gütigen, treuen Fürsten, wie deiner einer ist, der sein Volk durch die Deputirten anhört und thut, was ihm möglich ist. Die Herren können auch nicht Alles, und Mancher will zu viel und versteht's nicht besser, versteht nicht sein eigen Handwerk recht und ist ein Lump. Das sind die ärgsten Republikaner. Die haben nichts zu verlieren und können nur gewinnen; trüben das Wasserlein und setzen dann den Hamen ein. (Der Gaul vom Tod aber wickert nach dem Blute, was ihm sein Herr wird zu saufen geben.)

Gieb nur Achtung! Es kommt gleich, wie er's gern hat; denn von der Rednerbühne geht's an die Barrikaden und das sind Verschanzungen, die man in der Geschwindigkeit aus Pflastersteinen, Wägen, Chaisen, Stühlen, Koffern, Matragen, Kinderwiegen, Fässern, Piertischen und Schnapstänken macht, um die Straßen zu verrammeln, damit man sich dahinten vertheidigt und die Soldaten, wenn sie daher kommen, todt schießt. Aber die sind auch gescheut, und rennen die Häusermauern ein, statt so mir nichts, dir nichts in den freien Gassen sich dem heimtückischen Schuß aus dem Fenster oder Kellerladen oder vom Dache herunter auszusetzen. Sie führen auch Kanonen auf und schießen die Barrikaden mit sammt den Barrikadenhelden zusammen. Sieh nur hin, lieber Leser, wie die wackeren Kanoniere ihre Brummer abproben und die Kanonentugel faust daher und reißt Alles zusammen. Zwei, wovon der Eine noch eine Flinte in der Hand hat, fliegen zurück mit sammt dem dicken Balken und ballen noch ihre ohnmächtige Faust. Unten dran hebt Einer den Kopf mit der Hand zu, als wär das ein probates Mittel gegen Kanonentugeln, und sein Heckerhut liegt auf der Flinte. Verblendeter Mann, alter! mach, daß du heim kommst, ehe dich der Todespfeil trifft, und werde wieder gescheut, du kannst es jetzt schon gelernt haben, daß Alter nicht vor Thor-

heit schützt. Bring deine grauen Haare wieder zu Ehren, sie haben dem alten Bönning in obschon er 60 Jahre alt war, nach Recht und



Urtheil todtgeschossen. Worum? darum. Dem geneigten Leser braucht man nicht mit dem Scheuernthor zu winken; er merkt den Item selber.

Der Freiheitsheld aber, der das arme Volk mit Redensarten angeführt hat, der fährt es jetzt auch wieder auf der Barrikade mit der blutrothen Fahne an. Angeführt wollen sie ja sein, ergo — sagt der Lateiner. Ihm schadet es nichts, wie den rechten Barrikadenhelden allen, sie machen sich bei Zeiten aus dem Staube und lassen das arme Volk zappeln, wie Meisen im Kloben. Der Tod steht mitten unter dem Regengüssen, es pfeift links, es pfeift rechts, tausende fallen zu seiner Rechten, tausende zu seiner Linken. Was kann's ihm schaden? dem Tod? Der Tod ist ja so lange unsterblich, als es Sterbliche giebt, und er führt sie der Schlachtbank zu. Seinen Wamms hebt er auf und zeigt den Narren, die sich von ihm anführen ließen, wer er sei. Todt, wie er, sollten sie werden, alle gleich. Das hatte er vor der Kneipe und auf der Rednerbühne versprochen. Und er hat es gehalten, der Erzfeind unseres Geschlechtes.

Schau nur, lieber Leser, wie er es gehalten hat. Da liegen sie, die Erschlagenen, die armen beklagenswerthen Opfer seiner List und seines Betruges, wie ihres eigenen Frevels. Da hin-

ten marschiren Soldaten ab und ein Todter liegt an der StraÙe. Rechts, sieh mein Leser, da tragen brave Kameraden, Artilleristen, ihren todtten Freund und einer liegt auf dem Boden. Auf der zusammengeschossenen und niedergerannten Barrikade da liegen die Andern, einer auf dem Gesichte, einer auf dem Rücken mit blutiger Wunde in der Brust; das Blut leckt ihm das Todtenroß und sein Lächlerlein und sein Söhnlein stehen vor der Leiche des Vaters und weinen und klagen. Ihr Haus ist zusammengebrannt und liegt in Trümmern, und vor ihnen liegt der erschlagene Vater. Die Zwei sind stumm. Einer aber, dem das Blut noch aus der Brust strömt, der Strahl der rothen Republik, hebt sein sterbendes Haupt und seinen von Schmerz zuckenden Mund noch einmal in die Höhe, um den Tod einen Betrüger zu heißen, und sich einen Betrogenen. "Das haben wir nicht so gemeint, sagt er, und ist das der Lohn dafür, daß wir Haus und Hof verlassen haben, und sind dir gefolgt; haben den Eid gebrochen und unsere Seligkeit aufs Spiel gesetzt und unsern braven Fürsten verjagt? Ist das unser Lohn?" Ja, sagt er, das ist euer Lohn, euer wohlverdienter Lohn, dafür, daß ihr treulos, meineidig und empörerisch geworden seid. Gleich sollt ihr mir Alle werden und Brüder. Lebt wohl, wenn ihr könnt, und weckt mich nicht

wieder, sonst mach ich es euch das zweite Mal ärger als das erste Mal, und bringe noch Krankheit und Hunger mit. Dann giebt es erst einen rechten Todtentanz, gegen den der vom



Herrn Kethel noch ein Kinderspiel ist. Laßt euch warnen, ihr einfältigen Tröpfe, vor dem Würgeengel! Euch kann nur Einer helfen. Aber ihr wollt nicht zu ihm kommen, daß ihr das Leben haben möget! Sieh, geneigter Leser, wie der Teufel in der Wüste, so führt der Tod auch Gottes Wort im Munde. Es ist ihm aber auch kein Ernst damit, sonst könnte er nicht so schadenfroh die arme Menschheit auslachen. Aber so — hat er den Mantel und Hut und Stiefel abgeworfen, die rothe Fahne der Republik in der Hand, die Lorbeerkrone eines Helden auf dem Kopfe, und wie es in der Offenbarung Kap. 6, v. 8 heißt: „Und ich sah und siehe ein sahl Pferd, und der darauf saß, des Name hieß Tod, und die Hölle folgte ihm nach. Und ihm ward Macht gegeben zu tödten das vierte Theil auf der Erde mit dem Schwerte und Hunger, und mit dem Tode und durch die Thiere auf Erden.“ Und v. 4: „Und es ging heraus ein ander Pferd, das war roth; und dem, der darauf saß, ward gegeben, den Frieden zu nehmen von der Erde, und daß sie sich unter einander würgeten, und ihm ward ein groß Schwert gegeben.“

Der Hausfreund merkt schon, daß sein Leser ernsthaft geworden ist und hat von selbst an die Offenbarung und sonst an Allerlei gedacht. Es ist auch darnach, und denke einmal Einer

nicht daran, der einen Sohn oder Bruder hat mit dem ersten Aufgebot fortziehen sehen, wie er Heckerlieder sang und die Republik leben ließ, aber die Republik hat ihn nicht leben lassen, sondern ihr Held, der Tod, hat den Armen bei Ladenburg oder bei Waghäusel, oder in Staufsen oder bei Kastatt weggenommen. Siehe so geht's, und wenn die Leute nicht gescheit und durch eigenen Schaden klug werden, so kann's noch viel schlimmer gehen. Der Tod hat es gesagt und der Tod wird Wort halten!

Allein er hat doch noch was fallen lassen, als gäbe es Einen, der uns helfen könne, — aber wir wollten nicht zu ihm kommen, daß wir das Leben haben möchten. Das sieht ja fast aus, als hätte der alte Knochenmann an den Evangelisten Johannes Kap. 5, vers 40 gedacht. Kann sein! Wir wollen's dafür nehmen und einmal sehen, ob der Tod Recht hat, ob uns der Weg durch den Heiland zur rechten Gleichheit und Freiheit und Brüderlichkeit führen wird oder nicht? Du willst doch noch nicht fort, geneigter Leser? Das Beste kommt erst, freilich kurz und desto besser, ohne Bilder und nur nicht desto schlimmer. Du hast bis jetzt gehört, was du sollst bleiben lassen und nicht thun; mußt jetzt auch hören, was besser ist. Zum Exempel mit der Gleichheit. Ja sieh, da mag einer ein König oder Bettelmann sein,

so ist er eben vor Gott ein armer Sünder, der der Gerechtigkeit ermangelt, die er vor Gott haben soll. (Röm. 3, 23.) Da ist Keiner, der Gutes thue, auch nicht Einer (Röm. 3, 12). Das Gesetz macht alle Menschen gleich, weil es an keinem einen guten Faden läßt und alle Welt auf einen Haufen hin verdammt. Das ist mir eine saubere Gleichheit, denkt der Leser. Der Hausfreund auch, aber er kann nichts dafür und wär ihm schon recht, wenn es mit ihm selber anders wäre. Er darf es aber dem Leser nicht machen, wie der Tod, welcher den Leuten in der Kneipe und beim Schnapps weiß macht, zwischen einer Königskrone und einem Pfeifenstiel sei kein Unterschied, sondern der Hausfreund sagt dir: „Zwischen deinem und deines Nachbarn Herzen ist kein Unterschied, sie sind beide ein trügig und ein verzagt Ding und ein Knecht der Sünde.“ Allein Freiheit von dieser Knechtschaft kann das Gesetz nicht geben, sondern nur Gleichheit vor seinem strengen Richterstuhl. Freiheit kann nur das Evangelium geben. „So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei,“ sagt der Sohn Gottes selber (Joh. 8, 36). Was brauchen wir weiteres Zeugniß? So lange du noch Gleichheit und Freiheit mit deinen Saufrütern und den Freiheitshelden schreiest, Gleichheit im Besitz und Freiheit vom Gesetz, so bist du auf dem Holzweg und den Kindern gleich, welche der Pfeife des Rattenfängers von Hammeln gefolgt sind und sind im Venusberg verschwunden, und weiß Niemand, wo ihre Stätte ist. Du sollst ja zur Freiheit der Kinder Gottes kommen, frei von der Knechtschaft der Sünde des Geizes und Neides und Faulheit und Hochmuth und wie die Teufel alle heißen, die aus deinem armen Herzen einen Blocksberg gemacht haben und Tag und Nacht Herensabbath darin feiern. Weist du nicht mehr, daß der Tod der Sünde Sold und Lohn ist, und wie kann er dich von dem Joche der Sünde frei machen und dir das Leben geben? So was, lieber Leser, wird wohl der Tod vorhin im Sinne gehabt haben, der Held der rothen Republik. Allein wenn wir zu dem Einen mit demüthigem Herzen hinkommen und nehmen Seine Last auf uns und werden durch ihn erquickt und Gottes Kinder, so sind wir ja Brüder, rechte Brüder, nicht nach Fleisch und Bein, sondern nach Geist und Sinn „gleichgesinnt, mitleidig, brüderlich, barmherzig, freundlich“ (1. Petri 3, 8.) Hat sich die rothe Republik in deinem Dorfe oder in deiner Stadt auch so angelassen? Conträr! Da haben sich die Herren Brüder beschimpft und verrathen und getödtet und wollte jeder oben sein und keiner unten. „Der Tod ließ die Hölle nach sich.“ Aber wo aus jener Gleichheit vor dem

richtenden Gesetz ein Verlangen nach der rechten himmlischen Freiheit und daraus die Kindschaft mit Gott und Brüderlichkeit unter den Menschen entstanden ist, da ist gut sein, da laßt uns Hütten bauen. Da ist die rechte Republik, das Reich Gottes auf Erden. Und der Friede wird wieder kommen, die Gerechtigkeit wird ihr Schwert und ihre Wage wieder nehmen, die ihr von dem Betrug und der Lüge gestohlen worden sind. Der Abgrund ist geschlossen.

Daran hilf arbeiten, geneigter Leser, und so du einmal reden hörst von innerer Mission, so überhöre es nicht und rücke näher oder frage lieber deinen Hausfreund, der wird dir's sagen und noch mehr.

Da sieh! jetzt hast du zu den schönen Bildern noch eine halbe Predigt bekommen und einen guten Rath. Der steht 1. Petri 2, 13 bis 18. Da suche ihn selber und befolge ihn.

Allein, wenn du und der Herr Wigand in Leipzig nichts dagegen habt, so will ich dir zu guter Letzt noch von den vielen schönen Verslein, die in dem neuen Todtentanz stehen, den letzten mittheilen, und vielleicht daß du dann spornreichs zum Herrn Buchhändler in der Stadt auf dem Markt gehst und kaufest dir den großen Todtentanz:

Als Leichen — ja! — da sind wir gleich,
Nicht hoch noch tief, nicht arm noch reich! —
O Freiheit, wer führt dich herbei?
Nicht Nord und nicht der Laster Schrei.
Nur wann erstickt der Selbstsucht Glühn,
Wirst du in Herrlichkeit erblühn! —
Und Gleichheit! Bringt sie nur der Tod?
Nein! Allen strahlt e in Morgenroth.
Ja, glaubt, die Guten sind sich gleich,
Ob hoch, ob tief, ob arm, ob reich. —
Du Bruderkiebe, Bürgerhort.
Der reinsten Lehre reinstes Wort!
Geschändet hat man dich, entehrt,
Zur Mörderfackel dich verkehrt;
Vom Himmel nahmst du deinen Lauf,
Zum Himmel flamme freudig auf
In reiner That, ein heil'ger Brand!
So segne Gott das Vaterland!

Zweierlei Art zu rechnen.

Alles in der Welt hat zwei Seiten, der geneigte Leser auch und zwar zwei kistliche. So saß ein dicker Fruchthändler im Rappen und addirte eben im Kopf, wie viel er auf dem letzten Kornmarkt verdient habe und sei doch ungeschlagen durchgekommen, obschon die Frucht ein wenig geneßt war. Dabei stellte er allerlei menschenfreundliche Betrachtungen bei sich selber an, wie gut es zum Crempel wäre, wenn jetzt so ein kleines Hagelwetter oder Mißwachs und Theuerung daherkäme; er ho

schon so viel Frucht, daß er um Geld und gute Wort Niemand wollte verhungern lassen, nicht einmal sich selber. Und dabei fuhren seine Augen weg über seinen dicken Bauch auf ein halbes Spanferkel, das vor ihm dampfte, so daß er wegen seiner braunen West das Spanferkel von seinem Bauch nicht unterscheiden konnte, und meinte, er schaue schon das Ferkel an, wo er es doch noch selber war. Allein er machte dem Irrthum ein Ende und biß in einen Schenkel des Spanfäuleins hinein, daß die Knochen krachten, und der Speck an seinem Speckbart glänzend herabließ. Dazwischen schnaufte er, daß das Fenster immer auf- und zuging und das Alles hieß der Kornhändler frische Luft schöpfen. Du alter Friederich, treuer Schwede, denkst du an was? Aber am Tischlein im Eck, da saß geduckt und still bei einem Stücklein Käse ein Sohn Israels mit der Peitsche über der Schulter, und neben ihm sein Dachsenstecken, der hatte Vieh verkauft und einen guten Rebbes gemacht, beschreiben rechnete er auch und war still in sich vergnügt und sah nur zuweilen herüber, wenn der Kornmann wieder ein tüchtiges Stück frische Luft schöpfte. Endlich hub der Händler an und neckte den Juden — er war schon ein Paar mal von einem oder dem andern tüchtig geschuppt worden — und so und so. „Ihr seid ein wunderliches Volk, ihr Israeliten, daß ihr nicht Alles eßt. Was habt ihr davon?“ sagte er und seufzt und schöpft wieder eine tüchtige Portion frische Luft. Was wir davon haben? sagte der Hebräer. Ich rechne anders. Wir nichts, aber Andere, zum Exempel Sie, Herr Hamster. „Wie so ich?“ meinte der. Ei, erwiderte der Jude, wenn ich Alles esse, was bliebe denn für Sie übrig und es schmeckt ihnen doch Gottlob! so gut? Also schwing der Herr Hamster still und schluckte die Pille mit sammt dem andern Viertel des Spanfäuleins hinab, indem er sich aus seiner Maßbuttel einen Schoppen einschenkte, und auf einen Zug hinabschluckte, alles im Zorn und im Draf. „Wart, ich will dir, dachte er und stampfte das Glas auf den Tisch, geht's mit dem Essen nicht, krieg ich dich mit dem Trinken.“ Also uzt er ihn weiter und sagt: „Wenn aber alle Leute so viel Wein trinken wollten, als wie du, Schmucl, so würde er nichts gelten und alle Weinbauern müßten Kornbauern werden. Was käme da dabei heraus?“ Wieder gefehlt, Herr Hamster, sagt der Jude und lächelt dabei auf seinen halben Schoppen hin. Ich rechne abermal anders und umgekehrt ist auch gefahren. Wenn es Alle machten, wie ich, würde der Wein erst recht theuer. Ich trinke so viel als Sie. „Wie so?“ fragte der Händler, und ruft dem Wirth noch um eine

Halbe. Ei, antwortete der Hebräer, ich trinke so viel, als ich mag. Und lassen Sie einmal alle Leute so viel trinken, als sie mögen, da werden Sie ihr blaues Wunder sehen, wie theuer der Wein wird! „Auch nicht übel, sagte ein durstiger Bruder, der dabei saß und hätte noch gerne ein Schöppllein getrunken, wenn ihm sonst nichts dazu gefehlt hätte, als der Durst. Der hat's im Essen und Trinken bekommen.“ Also leerte der Hebräer sein Halbes aus und trollte sich, da der Kornhändler ein Paar falsche Augen herüber machte.

Ein Rezept für Flucher.

Oder fluchst du nicht auch, lieber Leser, wenn es sein muß oder vielmehr wenn es nicht sein muß und nicht sein darf, das heißt nie? Gott hat es verboten: „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen; denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.“ Gelt, wenn man deinen eigenen Namen zum Fluchen und schwören mißbrauchen und in unflätige Reden hineinkneten wollte, da würdest du arg auffahren und Satisfaktion begehren. Und wie machst du's im Zorn mit dem Namen des Herrn, deines Gottes? Da will ich dir was sagen. Bis Ostern beiläufig wird der Has ein schönes Büchlein legen, der Herr Stöber mach't's, der Herr Flamme druck't's, der Has legt's, der Hausfreund reformandirt's und der geneigte Leser kauf't's und dann thut gerade jeder, was er soll. Das Büchlein soll heißen:

Schackfäßlein.

Geschichten und Erzählungen aus Pappenheim
von
Karl Stöber,

und daran wird's der Leser gleich erkennen. Da erzählt ein Mülhlarzt allerlei lehrreiche, kleine Geschichten. Unter andern, wie folgt: „Einer von den Mahlgästen stieß einmal einen Fluch aus. Da strafte ihn der Mülhlarzt und hielt ihm seine Sünde wider das zweite Gebot ernstlich vor, drohte auch, ihn und seine Sade ohne Weiteres auf die Gasse zu setzen, wenn er noch einmal unter seinem Dache fluche. Als aber der Bedrohte erwiderte, er sei das Fluchen gewohnt und es würde ihm schwer werden, es zu lassen, erzählt der Mülhlarzt, wie einmal ein Herr seinem Fuhrmann den doppelten Fuhrlohn versprochen habe, wenn er sich unterwegs alles Fluchens enthielte, fürchtend, er werde seinen versprochenen Preis in der Tasche behalten müssen. Aber der Fuhrmann nahm die Bedingung an und die Liebe zum Geld war bei ihm noch stärker als die Gewohnheit. Es streifte

ein Anderer beim Ausweichen sehr hart an die Achse seines Wagens, aber er fluchte nicht. Es riß ihm ein Strang, aber er fluchte nicht. Seine müden Säule ließen an einem steilen Buck aus und das Fahrzeug fing an rückwärts zu gehen, aber er fluchte abermals nicht. Eins von seinen Pferden verlor ein Hufeisen, und er mußte wie weit zurücklaufen, um es wieder zu bekommen, aber es entwischte ihm auch da kein Fluch. Kurz, er kam nach Nürnberg, welches sein Ziel war, und hatte auf dem ganzen Weg so wenig ein Wörtlein verloren wider das zweite Gebot, als ein Heiliger von dem Altar. Da reichte ihm der Herr gern das Doppelte, so er ihm versprochen hatte. Ehe er aber den zweiten Thaler in die ausgestreckte Hand des Fuhrmanns fallen ließ, erinnerte er ihn, wie übel er an seiner Seele handeln würde, wenn er einer bösen Gewohnheit noch länger nachhinge und sich nicht aus Furcht vor Gott und aus Liebe zu seinem Heilande sich dessen enthielte, dessen er sich doch in der Aussicht auf etliche Groschen enthalten hätte.

So weit der Mählarzt. Und du, lieber Leser, willst du geringer sein, als der Fuhrmann bei Nürnberg? Gehe hin und thue desgleichen!

Es kommt auf die Prob an.

Sitzt einmal der selige Doctor Luther in einer Gesellschaft, wo über mancherlei Ding geredet ward. Und wie es in einer solchen Gesellschaft geht, redet man wohl am liebsten von ernsthaften Dingen, z. E. vom Gebete. Da sagte denn der Herr Doctor Martin Luther zu Jedermanns Verwunderung, er habe freilich schon oft und lang und viel gebetet, aber er glaube eben, man bete doch nie recht und schön einem da mancherlei Gedanken durch den Kopf, die auf den Mist gehörten und nicht in ein Christenherz. Ja er glaube, er habe noch nie ein Vaterunser recht gebetet und das sei doch klein und deutlich genug. Da schüttelte einer, der dabei saß, seinen Kopf. „Meint ihr nicht so, Nachbar? sagte Luther. Könnt ihr es besser?“ Nein, sagte der Nachbar. Aber ein Vaterunser getraut ich mir doch recht zu beten, Herr Doctor, und keine Allerlei-Gedanken dabei zu haben. „Wollt ihr es darauf ankommen lassen? sagte Herr Martin. Probirt's und ihr sollt mein Köstlein haben, das draußen angebunden ist und auf dem ich hergeritten bin. Geht da neben ins Kämmerlein und schleußet die Thüre hinter euch zu, wie man es ja machen soll und gebt Acht, ob ihr recht betet, ihr wißt jetzt schon, was ich sage. Und wenn ihr euer Vaterunser recht gebetet habt und ist

euch dazwischen hinein nichts Ungerades drein gekommen, so gehört das Köstlein euer! Gott befohlen!“ Damit stand der Nachbar von seinem Sitz auf und ging ins Kämmerlein. Allein es dauerte lang, bis er wieder kam, über eine Stunde. Endlich kommt er heraus, halb verdrießlich, halb traurig, halb lächerlich. „Nun, sagte der Herr Luther, wie steht's? Muß ich zu Fuß heim gehen, oder kann ich wieder reiten? Meinetwegen, was ihr wollt, Herr Doctor. Aber euer Köstlein könnt ihr behalten; auf dem Weg kriege ich es nicht, meint der Nachbar. Seht! ich habe angefangen mein erstes Vaterunser. Aber wie ich ans tägliche Brod kam, da fiel mir ein, ob ihr gemeint wäret, mir zu euerm Köstlein auch den Zaum zu geben. Da fang ich wieder vornen an, blieb aber immer am täglichen Brod mit dem Zaum hängen. Zuletzt, nachdem ich es geduldig ein paar Duzendmal angefangen hatte und war immer hängen geblieben, da wurde ich böse, und kamen mir die lezten Gedanken schon viel früher, bis ich es ganz bleiben ließ. Wene Knie thun mir weh und mein Herz noch mehr, weil ich sehe, daß ihr Recht habt. Behaltet euer Köstlein bis auf Weiteres. „Laßt euch drum nicht irren, Nachbar, sprach freundlich der Herr Doctor, und bittet fleißig um den Geist des Gebetes, so soll er euch zuletzt doch werden, und halter nicht mehr von euch, denn sich gebühret zu halten.“

Der Holzwurm.

Die Todten-Uhr, die der freundliche Leser schon picken hörte, wenn er in der Stube oder Schlafkammer allein war, ist keine Uhr, sondern der Holzwurm. Jedoch schadet es nichts, wenn man sich zu jedem Piek, den der Wurm hören läßt, einen Buchstaben denkt, bis ein ganzer Satz daraus wird, dergleichen „Beste dein Haus“ oder „Eins ist Noth“ oder „Bedenke das Ende“ und andere sind. — Wie aber der Holzwurm Jahr aus Jahr ein sein trockenes Brod, nämlich die Sägspähne, ißt, die er selbst macht und nichts dazu trinkt, und doch nicht verdurstet, das haben die Naturforscher schon herausgebracht. Sie haben nämlich gefunden, daß in jedem Pflanzenstoff zweierlei Wasser ist, eines, das man durch Pressen und Aufhängen in der Luft herausbringen kann, wie der Papierer aus dem Papier, und ein anderes festes wordenes, das man nur durch Verbrennen herausbringen kann. Nimmt man zum Exempel ein leinenes Tuch, das 10 Pfund wiegt, und hängt's einen ganzen Tag in die Sonne, oder bringt's unter die stärkste Presse, die man hat,

so könnte leicht Einer wetten, es wäre kein Tropfen Wasser mehr darin. Und doch mußte er seine Wette an den Scheidekünstler verlieren. Denn der thäte es in ein Ding, gleich einer fest verschlossenen Branntwein-Blase, schürte Feuer darunter und brächte noch wenigstens 4 Pfund Wasser heraus. Und eben so würde er aus dem hölzernen Tisch selbst, der 50 Pfund schwer ist, 22 Pfund Wasser herausnötigen. Das kann aber der Magen des Holzwurmes, der von dem Schöpfer dazu eingerichtet ist, noch besser, als der Scheidekünstler, und Gott der Herr reicht also auch ihm das Wasserfrüglein, nur auf eine andere Weise, als dem durstigen Wanderer an dem Brunnen, oder auf dem Kirschbaum, oder am Weinstock.

Einiges vom Herrn Markgrafen.

So heißt bei alten Leuten noch der unvergessliche Vater unseres lieben Großherzogs Leopold, Großherzog Karl Friedrich, und es war noch eine schöne Zeit, da man sagen durfte: Herr Markgraf und so und so. Da trat einmal jemand zu ihm und sagte: „Herr Markgraf, da haben Sie in Riesern einen Weinberg gepflanzt, da werden Sie nicht viel Profit machen. Unter Brüdern kommt Sie da die Maaß auf einen Kronenthaler zu stehen, wo nicht mehr.“ So? sagt der Herr Markgraf, das ist der wohlfeilste, den ich trinken kann, und ich will immer daran denken, daß das Geld meinen guten Unterthanen von Riesern zu Gute kommt. Sie können die Zinse davon an meinen Sohn und meine Enkel durch Gehorsam und Liebe bezahlen. — Habt ihr's gethan anno 1848 und 1849?

Der Herr Markgraf meinte nämlich, ein Herr und Fürst brauche keinen Bagen im eigenen Sack zu haben, wenn es nur seine Unterthanen hätten. So viel als die hätten, hätte er auch, wenn er es brauche; reicher Unterthanen Fürst sein, heiße so viel, als ein reicher Mann sein. Darum hat er Alles versucht auf eigene Kosten, Ackerbau, Viehzucht u. s. w., und wenn es einschlug und wurs Vortheil ab, dann gab er es den Unterthanen. So! jetzt habt ihr's, sagte er, und brauch'te gesund. Auf die Weise hat er in Pforzheim Stahlfabriken und Uhrenfabriken und die Goldmacherei eingeführt und dem Holzhandel hat er unter die Arme gegriffen. Sie sollten dann auch die Zinse seinem Sohn heimbezahlen zu seiner Zeit, dem Großherzog Leopold. Wie sieht's damit?

Einmal so begegnet er einem jungen Bürschlein im Schloßgarten zu Rastatt und ging

spaziren. Das Bürschlein zog in der Kastanien-Allee sein Käpplein herab und grüßte den Ehrwürdigen, und hatte seine griechischen und lateinischen Bücher unter dem linken Arm. „Was willst du werden, mein Sohn, sprach er, ein Amtmann oder gar ein Professor?“ Ein Pfarrer, fuhr das Bürschlein heraus so flink, als ob man einen Pfarrer aus dem Aermel schüttele, oder vom Zaun herabbrechen könnte. „Du machst es kurz, kleiner, sagte er, mach's nur auch gut und es gehört zu einem braven Pfarrherren mehr als eine gute Lunge und ein wenig Lateinisch. Ich möchte keiner sein, so viel liegt auf ihm. Vielleicht kommt dir es auch noch unterwegs anders; du siehst mir darnach aus!“ Und, geneigter Leser, das Bürschlein wäre fast mit seinem lateinischen und griechischen Grivisgrawis hängen geblieben und dem geistlichen Stande durchgegangen, ist aber wieder zu seinem rechtmäßigen Herrn zurückgekommen und versteht nun des Herrn Markgrafen Wort erst recht! „Wenn du aber auch was Anderes wirst, fuhr er fort und klopfte dem kleinen Herrlein dabei freundlich, wie ein Vater, auf die Schulter, daß es der Hausfreund jetzt noch spürt, wenn du dich auch auf was Anderes besinnst, Kaufmann, Obereinnehmer, Schuhmacher oder Schneider, einerlei, so werde mir was Rechtes, Lütchtiges, was ich brauchen kann, ein gottesfürchtiger Mensch, so gut wie ein Pfarrer.“

In dem Punkt nahm er es scharf und wer weiß, wie der Hausfreund und sein geneigter Leser in einer Kinderlehre mit ihm bestanden wären, er konnte mehr als die sechs Hauptstück und die Haustafel. Kann sie der Leser? Der Hausfreund kann sie auswendig. Da sagte einmal der hochselige Herr Markgraf: Ich weiß nicht, was das ist? wenn mir als meine Herren zu einer Stelle als Amtmann oder sonst was einen Mann vorschlagen, den soll ich binthun, da heißt es immer: Herr Markgraf, den thun Sie hin, der versteht seine Sache, hat was Lütchtiges gelernt und wird seine Sache recht machen. Wenn ich aber frage: Schon recht! hat denn der Mensch auch Religion? Geht er denn auch fleißig in die Kirche? Ja, da bin ich als der Erste, der darnach fragt; meine Herren Räthe hatten dies Punktum vergessen.

Da hatte der Herr Markgraf gewiß recht. Denn je geschickter Einer ist, desto gefährlicher ist er, wenn er keine Religion und keinen Glauben hat, so es ihm und dem lieben Vaterlande an den Bundriemen geht. Geneigter Leser, wie machst du es mit deinem Diener? Und der Fürst soll es mit seinem nicht auch so machen? Noch viel mehr.

An seiner Tafel mußte Alles tief in Ehren hergehen und hat er einmal einen Franzosen,

der ein loses, leichtfertiges Wort bei ihm fallen ließ, heißen binnen 24 Stunden sich aus der Residenz marschiren, und denen, die über das leichtsinnige Wort gelächelt hatten, machte er ein Gesicht, daß ihnen das Lachen auf lange verging.

Geht hinauf ins alte schöne Marktgräfler Land, nach Brisingen und Bahlingen und Sulzburg und Müllheim, oder nach Röteln und Pörrach und Weil, oder nach Pforzheim und Niefern und sonst, da wird dir Mancher im Silberhaar und hinter dem warmen Ofen im Altwaterstuhl mehr erzählen können, als der Hausfreund, der auch nicht von heute und gestern ist.

Für den lieben Bauersmann
oder wer es sonst mit sich und seinem Vieh
gut meint.

Ich sehe schon, die Kartoffeln wollen wieder einmal falliren, und damit der Bauersmann, wenn sie im Frühjahr stark faulen und man hat noch kein grünes Futter, was hat, so will ihm sein Hausfreund ein Rezept verrathen, das steht im diesjährigen landwirthschaftlichen Wochenblatt, das heißt im 1849r No. 31 und soll der Leser noch was über das Wochenblatt hören. Es betrifft nämlich grüne Blätter als Futter für Rindvieh und ist das Verfahren ganz einfach. Du kannst dir ein Loch machen in die Erde oder einen Behälter von Mauersteinen über der Erde. Nur muß man im letzten Falle den Boden mit Bretern oder mit Stroh belegen und während des Einstampfens jede Seite mit Bretern versehen, die man höher hinauf zieht, so bald sie gefüllt sind. Man hat Erdgruben oder Löcher wie für Kartoffeln gemacht von einem Fuß Tiefe, und unten etwa anderthalb Fuß breit, oben drei bis vier Fuß breit gemacht und dieselben mit Strohmatten gleichsam ausgefüllert. Alle grünen Pflanzen und Blätter, also Klee, Kartoffelkraut, Rübenkraut und Rübenblätter u. s. w. sind dazu gut; Klee und andere Gräser, wenn die Jahreszeit zum Heu machen schon sehr vorgeückt ist, sind auf diese Weise am leichtesten in ein gedeihliches, schmackhaftes Winterfutter umzuwandeln. Dabei muß man aber zu den grünen saftigen Blättern keine gelben, halbverdorrtten oder angefaulten, braunen thun, sondern wegwerfen.

Das grüne Zeug haut man mit einem Beil in Stücklein von 6 bis 8 Zoll, man kann es auf dem Schnittstuhl machen, wenn's geht, jede Lage stampft man bei acht Zoll Höhe mit Handstempeln nieder und streut dann Viehsalz darauf, dann Stroh darauf, dann Breter und Steine. Einstweilen geht man an eine andere

Grube und macht's wieder so. Inzwischen hat sich Alles in der ersten Grube gesetzt und man nimmt nun die Steine und Breter weg und macht's wieder von Neuem wie das erste Mal und so fort bis die Grube voll ist. Ja man kann das Loch noch bis zum Ueberlaufen voll machen, wenn man als fortfährt, einen Schuh hoch über der Erde gerade so wie unter der Erde. Alsdann deckt man Stroh darauf und mehrere Zoll dick Erde. Auf die Erde Breter und Steine, damit Alles fest gedrückt wird. So thut man alle Tage ein wenig mehr Erde darauf und die alten Breter und Steine wieder darauf, bis Alles fest ist und kein Nachsinken mehr bemerkt wird. Dabei muß man besonders am Rande auf allen Seiten recht Acht geben, weil gar keine Luft hineinkommen darf, weil sonst die Seite verdirbt und anlaust und schimmelig wird, wo die Luft hinein kann. Später, wenn es kalt wird, deckt man noch mehr Erde darauf. — Es ist am besten, wenn man so viel in ein solches Loch hineinthut, als das Vieh in einer Woche zu seiner Zeit verzehrt. Wenn man dann im Frühjahr, wo die Rüben fertig sind, damit kömmt, so kann man mit den eingesetzten Blättern fortmachen, bis Grünfütter zu haben ist. — Wie viel Salz? fragt der Leser. Nun ein Pfund Viehsalz auf einen Kubikfuß Masse. Weiß der Leser, was ein Kubikfuß ist? das ist kein Fuß zum Laufen, sondern zum Messen und will sagen einen Fuß weit, einen hoch und einen lang. Also auf so und so viel Futter ein Pfund Viehsalz auf oder ab. Streut man dann noch Häckselfutter drunter, so beist des geneigten Lesers Rindvieh gerade so lustig hinein, wie er selbst — nämlich in das Butterbrod, was er im Mai aus einer so gewonnenen Milch plumpt. Der Hausfreund bitet sich ein Müsterlein davon aus, um zu sehen, ob er Recht gehabt hat. — Ja so! vom landwirthschaftlichen Wochenblatt noch ein Wort. Das ist kein Blatt zum Einmachen, sondern ein gedrucktes Blatt, auch zwei und drei und vier Blätter, die kommen alle 8 Tage heraus und bekommt sie der Bürgermeister und der Herr Schullehrer, die sollen sie euch mittheilen und vorlesen. Oder thun sie es nicht und haben dafür den Volksführer auf dem Rathhaus vorgelesen und euch das Maul vom Wochenblatt sauber gehalten und mit schandwirthschaftlichen Lumpenblättern gefättigt, statt mit landwirthschaftlichen Wochenblättern?

Was will Republik sagen?

Etwas davon hat der Leser schon im Tobtentanz gehört, da mag er's nachlesen. Hier nur so viel, daß man keine solche hat, wie man es einem weiß machen

machen möchte, wo nur das Volk regiert und müssen die Andern nach seiner Pfeif tanzen. Conträr! so höre der Leser zum Exempel in der Schweiz, da sind 22 Kantone und hat der größte 340.000 Menschen, der Kanton Bern, so hat Waadtland 150.000, Zürich hat 196.000 und Zug gar 15.000, nicht so viel als Heidelberg und etwas mehr als halb Karlsruhe mit sammt dem Oberrhein. Aber sie schwägen von ihrer Allmacht, wie Einer, und sagen immer, Bern sei nicht mehr als sie. Wenn aber der Bär von Bern brummt, jeder Andere verkümmert, und sie sagen fast allemal Ja, wenn die Berner Ja sagen, und so mit dem Nein auch, und daß der Bär grobe Tassen und ein großes Maul hat, wissen sie Alle und sagen es einander ins Ohr. Aber der Kanton Bern hält es doch, wie er will? Falsch! Der dreht sich um die Stadt Bern und die Stadt Bern dreht sich um ein Paar Geschlechter, Stämpfli, Dörfenbein, Haller, Neuhaus, Tabern und Andere. Welches nun von diesen Geschlechtern oben liegt, um das drehen sich die andern. Aber in den Geschlechtern ist es wieder ein Mann, der mehr Geld oder Verstand oder Grobheit hat, als die andern und um den drehen sich die nächsten. Zum Exempel der Herr Dörfenbein. Und um wen dreht sich denn der Eine und Letzte, der Monarch der Schweiz? Vielleicht um seine liebe Ehehälfte und nicht bloß beim Tanzen, sondern auch sonst, wenn sie was will, da muß er pariren, oder —!

So dreht sich der Mond um die Erde, und die Erde mit dem Mond um die Sonne, und die Sonne mit der Erde und dem Mond um einen andern, und Alle rufen in der Schweiz: „Wir, die freien Schweizer!“ Daß Gott erbarm!

Die Civilliste.

So heißt man diejenige Summe, welche ein Land seinem Regenten giebt, damit er seine Ausgaben für sein Haus bestreiten kann. Da hat denn nun der eine Fürst mehr, der andere weniger, je nachdem die Umstände sind. Zum Exempel unser Landesfürst, der Großherzog, ist mit seinen Landständen einig geworden, sie sollen ihm 650.000 Gulden alle Jahr geben, dafür wolle er seine Ausgaben für sich bestreiten. „Oho, denkt der Leser, damit kann man es schon aushalten. Da kann ja der Großherzog hinter einem solchen Haufen Geld nicht darüber hinausschauen. Das ist ja alles Geld in der Welt!“ Es ist nicht alles Gold, was glänzt, Nachbar, und haben die 650.000 Gulden auch ihren Jtem. Sogar zwei Souveränen. Zum Ersten, so gehört unserem gnädigsten Kontesberrn mehr als so viel. Hat er ja doch, oder vielmehr der Großherzog Carl anno 1818 mit den Landständen geredet und gesagt: „Ihr könnt mein Stammgut haben und was es abwirft, gehört euer, das heißt dem Lande. Dafür recht ihr mir, das heißt auch wieder das Land, 650.000 Gulden.“ Das war das Land zufrieden, und dabei blieb's. Nun aber giebt Achtung, Leser! dieses Stammgut wird gut ungetrieben und bewirksam, und trägt dem Lande alle Jahre zwei Millionen einmalhunderttausend Gulden ein, also mehr als dreimal so viel, als der Großherzog bekommt. Er kriegt also noch nicht einmal den dritten Theil von Dem, was ihm gehört. Denn wenn der Leser es im Kopf rechnet, oder kriegt sein Büblein mit 650.000 in 2.100.000 dividiren, so wird er es schon finden, daß noch ein guter Rest bleibt, um was der Großherzog weniger als ein Drittel von Dem bekommt, was er bekommen sollte, nämlich fast 300.000 Gulden. Allein es ist jetzt einmal so und er murr nicht dawider. Nun kommt aber der

zweite Jtem. Er darf nicht einmal die 650.000 Gulden alle für sich bestreiten, wie man es dem geneigten Leser gewiß schon weiß gemacht hat. Er muß davon bei 250.000 fl. für viele Sachen hergeben, die dem Lande wieder zu gut kommen. Das ist eine ganze Litanei. Als da sind: Gehalte aller Hofbeamten und Diener, so wie die Pensionen, welche denselben und ihren Wittwen und Kindern freiwillig werden — und da treibt ihn sein edles Herz von aller Knauerei weg zu großmüthiger Freigebigkeit — ferner der gesammte Aufwand für die Hofhaltung, der Marschall und die Hofjagd, wie Alles, was dazu gehört, item der Aufwand für die Unterhaltung der Bibliothek, der Münz-, Naturalien-, Gemälde- und Kupferstichkabinette des Hofes und für das Theater der Residenz (Notabene dieses Theater allein frisst alle Jahre 80.000 fl. Unser gnädigster Herr könnte das Geld sparen, dem Hausfreund und auch manchem Leser ohne Verdruß. Aber so geschieht ist nicht Jeter, wie der Leser frag einmal!) — item die Kosten der Unterhaltung sämtlicher zur Hofausstattung gehörigen Gebäude und Gärten und Anlagen — Schwefingen z. E. nimmt alle Jahre 10.000 fl. weg, jetzt Karlsruhe, Baden u. s. w. — item alle auch nicht erwähnten ordentlichen oder außerordentlichen Hofausgaben, zu deren besonderer Bezahlung aus den Staatskassen keine Verbindlichkeit auf der Staatskasse und auf dem Lande liegt. So bleiben also dem einem Großherzog noch 400.000 Gulden, damit muß er alles Uebrige bestreiten und wenn der Leser die Zeitung liest, wie er soll, oder er geht Mittwochs Vormittags um zehn Uhr ans Schloß, da kann er sehen, wie Arme, Krüppel und Lahme, Wittwen und Waisen, Würdige und Unwürdige sich an den Herrn selbst oder wenn er gerade dazu ausgehellt hat, hindrängen und ist nicht wie am Teiche in Bethesda, daß nur dem Ersten der kommt, geholfen wird. Nichts nutz! er bißt Jedem, so gut er bei so Vielen kann, denn auch bei Hüften geben viele Brüder schmale Güter. Andernwärts giebt er zu Tausenden her aus seinem Sack und hat in den letzten Jahren allemal seinem ganzen armen Lande 100.000 Gulden geschenkt, da er weiß, wie es bei dem Bauernmann hergeht. Er liebt sie wie ihr Vater und wie sein Vater, der alte Herr Markgraf. Ja, der Hausfreund würde gern ein oder das andere Stücklein hier erzählen, allein der Großherzog könnte sich auch den Kalender kaufen und lesen, und wenn er dann sähe, daß man seine Wohlthaten im Kalender dem ganzen Lande erzählte, würde er dem Hausfreund böse, der ihn doch so lieb hat, und würde ihm verbieten, wieder einen Kalender zu machen und mit dem Leser zu reben.

Wenn man nun sehen will, wie viel von jenen 300.000 Gulden auf den Kopf kommen, so braucht man nur mit der Zahl der Köpfe — die zwei vom Leser und vom Hausfreund mit hineingerechnet — hinein dividiren, also mit 1.300.000 so giebt das einen Bruch von $\frac{3}{13}$ Gulden, ungefähr so viel als dreimal $\frac{1}{4}$ Kreuzer, rundweg 14 kr. So viel zahlt der Kopf alle Jahre, damit sein Großherzog ehrenvoll leben kann, also alle Monat noch nicht $\frac{1}{2}$ kr. Wenn ein Leser zwei Köpfe hat, das heißt verheirathet ist, so zahlt er 28 kr. und jedes Kind eben auch allemal 14 kr. und Knecht und Magd eben so. Also eine Haushaltung von 4 Kindern mit der Magd zahlt im Jahr ungefähr 1 fl. 38 kr. für seinen Fürsten, weil es sieben Köpfe sind. Nur wer keinen Kopf hat, säumt und schreit, daß die Civilliste das Land ruiniere. Zum Exempel schreit einmal so einer den Hausfreund an: Das sei nicht auszuhalten, meint er, das ruiniere das Land und darum müsse man revolutionen; da hätte der Pöcker und der Jphlein und der Brentano arg recht gehabt u. s. w. Der Hausfreund hörte dem Schreier

ein wenig zu und es waren noch ein Paar dabei, die diesen nur ein wenig jurück, um zu sehen, ob es der Hausfreund besser wisse. Der dachte: du kommst mir recht, wart ich will dir. Dann rechnet er mit der Kreide in der Hand auf dem Tisch, wie oben geschrieben und sagte ihm: „Seht, Meister, ein Rechenmeister seid ihr keiner, sonst hätten ihr selber finden müssen, daß ihr, eure Frau, euer Kind und eure Magd alle Jahre nur 56 fr. an der Civilliste bezahlt. Und das soll euch ruinieren und euern fetten Bauch schmelzen machen? So viel verbaust ihr oft an einem Abend im Adler oder im Rößle oder sonst wo. Da würdet ihr mich dauern, wenn euch 56 fr. auf die Hefe brächten. Des Großherzogs Civilliste thut's nicht. Ich will euch einen andern Potentaten zeigen, — und dabei schaute der Hausfreund auf des Meisters wohlgenährten Bauch — dessen Civilliste kostet euch mehr und ruiniert euch. Das ist der Luxus und die Schwelgerei und das Wohlleben und die vielen unnötigen Ausgaben. Habt ihr beim Großherzog seiner Civilliste subtrahiren und dividiren müssen und habt es nicht recht gekonnt, so sollt ihr jetzt nur multiplizieren mit Sechs und dann addiren, d. h. wenn ihr jeden Tag einen Kreuzer unnötig ausgebt, so habt ihr am Ende vom Jahr allemal 6 fl. 5 fr. und in einem Schaltjahr — für den 29. Februar — 6 fl. 6 fr. unnötig ausgegeben. Zum Exempel, ihr trinkt jeden Abend drei Schoppen Bier — einer thät's auch — macht alle Tag 4 fr. und zuletzt im Jahr . . . 24 fl. 20 fr. Morgens einen halben Schoppen Ahter, wenn's langt, eben so viel 24 „ 20 „ Sind Abends zu viel Schöpplein getrunken worden, thun die Haare weh und man muß mit einem Sauereffen Hundshaare auflegen, einmal in der Woche, wenn's lanat, a 15 fr. macht im Jahr . . . 13 „ — „ Außerdem zweimal in der Woche Käse und Brod zu 6 fr. macht im Jahr . . 5 „ 12 „ Alle Sonntag im Sommer mit der Frau über Feld, was auch alle 14 Tage genug wäre, und dabei nur 12 Kreuzer zu viel verlehrt, macht zu vier Monat, wie wohl die Frau auch was will, und wird ihr die Billigkeit nicht immer zu Theil, sondern der Herr Gemahl ist und trinkt Alles allein. Selber essen macht fett.

Summa fürs unnötige Essen und Trinken 70 fl. 4 fr. wobei die Extraräusche und was einstreifen der Herr Meister hätte verdienen können und sollen, wo er die unnötigen Ausgaben macht und Vormittags einen halben Blauen macht, item was die Gesellen leer sitzen oder spaziren gehen indeß — wie der Herr, so der Knecht — das ist noch gar nicht dabei. Das mag der Meister selber ausrechnen und zu den 70 Gulden addiren.

Sage Siebenzig Gulden rund bloß für's Maul. Jetzt kommen aber erst die feinen Kleider beim Herrn Meister, die schönen Hauben und kostbaren Kleider bei der Frau Meisterin, die Hüte und die theuren Halsstücher und Obrenpamperden und Armspangen und Vorstednabeln und Mäntel bei den Jungfer Töchtern bis auf die wunderlichen Kappen und Saffianstiefeln der kleinen Buben, den großen, kostbaren, theuern Herrn Sohn noch gar nicht gerechnet. Und im Hause? Da stehen keine Gesell, wo es ein hölzerner auch thäte, und ein schönes Kanapee, weil der Nachbar auch eines hat und man will doch nicht unter dem sein, oder denkt mit dergleichen seine Töchter an den Mann zu bringen und einen Gimpel ins Garn zu locken. Was dafür Alles hinausgeht, wo nicht wiederkommt, wie eine fleißige Biene,

will der Hausfreund dem Herrn Meister nur zu 30 fl. berechnen. Obwohl es nicht langt und mancher Hausvater hat dem Hausfreund noch eine ganz andere Rechnung gemacht, hat aber das Herz nicht gehabt, es anders zu machen wegen dem Hausfrieden, oder hat sich vor den Leuten so lang geschämt, bis er es nicht mehr halten konnte und kam unter die Schelle und wurde ein Gantmann, statt ein ganzer Mann, der gesagt hätte: „Rein, Frau — und es darf partu nicht mehr sein. Fort mit dem Zeug und deutsche halbleinene, starke Kleidung her, wie sie meine Mutter getragen hat und hat zwölf Jahre an einem Kleide gehabt.“ So muß man reden, Herr Meister, und Meister über sich und im Haus sein, dann geht es, und wird auch besser im Geschäft gehen. Warum? Seht die 100 Gulden sind der Zins von 2000 fl. zu 5 Prozent. Wenn ihr als ein sparsamer Mann bekannt seid, habt ihr leicht Kredit und könnt die hundert Gulden Zins am Maul absparen, ohne daß ihr am Sped am Ende vom Jahr verloren habt — wiewohl das auch kein Schaden wäre. Wenn ihr nun nur die Hälfte mit 1000 fl. geliehen bekämt in euer Geschäft und könntet es erweitern, euern Rohstoff, Leder, Holz, Eisen, Stahl u. s. w. zu rechter Zeit, in der Meß zu Frankfurt, je nachdem es ist, und in großer Quantität kaufen, so bekämt ihr es besser und wohlfeiler und profitirt auch auf dem Weg noch ein Paar Prozent. Zu dem würde euer Haus an Friede, euer Stand an Ehre, euer Gewissen an Ruhe gewonnen und euer Bauch höchstens ein wenig Sped verloren haben. „Wie gefällt euch das Rechenexempel, Meister?“ fragte der Hausfreund. Ja, wenn man es so nimmt, sagt er und trommelte mit dem Messer auf seinem Teller. „Ja, so muß man es eben nehmen und nicht die Schuld auf den Großherzog und auf seine Civilliste schieben, statt auf sich selber. Wozu hat man seine Nase in solchen Fällen, als daß man sich selber daran nimmt? Und das wäre erst noch die beste Weisheit, die man bei seiner Nase holen könnte, während jenes Räsonniren nur eitle Naseweisheit ist.

Der Hausfreund hat Recht, sagten die Andern, die dabei saßen. Wenn auch nicht in Allem, aber in der Hauptsache hat er doch recht, sagten sie.

Nun, sprach der Hausfreund, und weil ihr so ordentlich seid, vernünftig zu sein, so will ich euch noch ein Stücklein vom Prälaten Klattich selig erzählen. Der war ein Würtemberger, also mehr als ein halber Landmann, fast ein ganzer und ein grundgefcheiter Mann. So beruft ihn der Herzog Karl und lobt ihn und will ihm ein Paar silberne Schnallen zum Andenken schenken. Das verbat sich der Klattich, sonst sei er ein ruinirter Mann. Und als sich der Herr Herzog wunderte darob, so setzte ihm sein Prälat auseinander, wie er dann auch andere Strümpfe und Hosen und Weste und Rock und Hut haben, seine Frau von Kopf bis zu Fuß neu kleiden, seine sechs Kinder herauskaffiren, andere Möbel kaufen, sein Haus frisch anstreichen lassen müste. Die Schnallen kosteten ihn über 2000 Gulden und herzogliche Durchlaucht wollten ihn doch nicht ruiniren. Das Uebel sänge mit neuen kostbaren Schnallen an und höre mit großem Unheil auf, wenn man Alles dem gleich machen wolle. Der Herr Herzog lachte und sprach: Klattich, ihr seid ein wunderlicher Kauz, aber ein gescheiter Mann. Will mir's merken für mich, und ihr sollt was für euern Kopf haben, ein Buch oder so was, weil ihr doch nichts für die Füße wollt. Lebt wohl! Lebt wohl, ihr lieben Leute, sagte der Hausfreund, leerte sein Gläslein und ging fort.

In allen Buchhandlungen sind folgende empfehlenswerthe Schriften zu haben:

Sebel's ausgewählte Erzählungen des Rheinfl. Hausfreundes. Für die reifere Jugend, insbesondere für Volks- u. Schulbibliotheken herausgegeben von Karl Stöber. 30 fr.

Schlipf, J. A., Populäre Düngerlehre, oder: Praktische Beschreibung aller Düngstoffe, einer zweckmäßigen Anlage der Miststätten, der

Behandlung und Verwendung des Düngers und der Beförderung u. Erhaltung der Reinlichkeit in den Straßen und Gassen der Dörfer. Mit 14 Abbildungen. 24 fr.

Weiße's schönste Erzählungen des Kinderfreundes. Für die Jugend, insbesondere für Volks- u. Schulbibliotheken herausgegeben von Dr. Gust. Mleninger. 24 fr.

Robertson, englische Sprachlehre für Auswanderer. 1 fl.

Maria Werner, die mütterlose Jungfrau in ihrem Leben u. ihrer Haushaltung. Ein unterhaltendes und wirtschaftliches Bildungsbuch für Frauen und Töchter. Mit 2 Kupfern. 2 fl. 24 fr.

Schmid, J. B., Beschreibung der für die Landwirtschaft und Forstkultur nützlichen Thiere Deutschlands. Ein naturgeschichtliches Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus. 1 fl.

Alphabetisches Verzeichniß der gewöhnlichen Messen, Vieh- und Krämermärkte.

Der Ausfreund kann nicht selber auf alle Märkte kommen und nachsehen, ob sie in seinem Kalender richtig bezeichnet sind, und ersucht deswegen die sämmtlichen Herren Ortsvorstände, die etwaigen Veränderungen oder Verbesserungen an den Drucker des Kalenders, J. W. Flammer in Pforzheim, gelangen zu lassen. Neue Märkte, die noch nicht angeführt, aber auf diese Weise angegeben werden, erscheinen im nächsten Jahre.

Aach, 1) Donnerst. vor Palmsonnt., 2) mont. nach Urbani, 3) donnerstag nach dem zweiten sonntag im Juli, 4) donnerst. n. Bartholomä, 5) donnerst. n. Michaeli, 6) mont. n. Andreas, 7) 22. Dezbr.; fällt dieser auf einen sonnt., so wird er mont. darauf gehalten, fällt aber der 22. Dezbr. auf einen montag, so wird der Markt am Dienstag darauf gehalten.

Aarau, den 19. Febr., 2. Juli, 6. Aug., 22. Okt., 19. Novbr.

Achern, siehe Unterachern.

Adelshausen, hält Vieh- u. Krämermärkte am Tage n. Lichtmeh, fällt aber dies auf Freitag, Samstag od. Sonntag, am folgenden Mont.; 1. dienst. im März; 8 Tage n. Osterdienst. bloß Krämermarkt; so wie an Mar. Geb. (8. Sept.) ist dies am Samst. od. Sonnt., am folgenden Mont.; und 1. Dienst. im November Kirchweihmarkt.

Altdorfhausen, auf matthäus-tag (21. Sept.); fällt dieser auf einen sonntag, so ist der markt am darauf folgenden Montag.

Altsbach, Pferde-, Vieh- u. Krämerm., 1. an Mar. Verk., 2. am Pfingstn., 3. am Kirchweihmont.

Altenstätt, d. 25. Juli u. 10. Aug. Altentag, die Amtstabt, 1. dienst. vor Palmsonnt., 2. donnerst. n. Pfingst., 3. dienst. nach Mar. Geb., 4. dienst. vor dem Advent.

Altheim, 1. Pfingstdienst., 2. auf Burkhardt; fällt dieser Tag auf Sonn- oder Feiertag, so soll der Markt Tags darauf gehalten werden, ausgenommen Samstags, wo er dann den folgenden Montag stattfindend soll.

Altirch im Sundgau, auf Jakob und Laurentii.

Amorbach, 1. den 14. Febr., 2. den 31. Mai, 3. den 14. Septbr.

Appenweier, 1. mont. n. Allerheiligen, 2. mont. vor Palmsonnt. Auggen, auf Matthäi im Septbr.; fällt Matth. auf somst. od. sonnt., so wird er fest. montag gehalten. Augsburg, hält Messe: 1. mont. nach Ostern, 2. auf Ulrich, 3. Michaeli.

Bachnang, 1. Krämer- u. Viehm.; Dienst. vor Mar. Verkünd., 2. dienst. n. alt Pantrat., 3. Dienstag nach alt Egid.

Baden in der Markgrafschaft, 1. den 2ten dienst. im Monat März; zugleich am dritten Jahrmartstag Vieh- u. Schweinsmarkt, 2. den 1ten Dienst. nach Martini.

Baden in der Schweiz, den 28. Jan., den 23. April, 17. Novbr.

Badenweiler, 1. am ersten dienst. im Juli, 2. am ersten Donnerst. im Septbr.

Bablingen, 1. dienst. vor Fastn., 2. dienst. n. Ostern, 3. dienst. nach Pfingst., 4. dienst. n. Matth., 5. dienst. vor dem Christ.; fällt aber der Christ. auf den mittw., so wird solcher 8 Tage vorher gehalten.

Ballenberg, 1. mont. n. Judica, 2. den 2. Juli, 3. den 29. Sept.; die Viehmärkte werden jedesmal den folgenden Tag gehalten.

Basel hält Messe den 28. Oktober ur d jeden Freitag n. Quatember. Becherbach in Wadischen, 2 Krämer- u. Viehmärkte: 1. donnerst. n. Frohnleichnam, 2. auf alt Bartholomäus oder 5. Septbr.

Beilstein, 1. Vieh- u. Krämerm.; Osterdienst., 2. Krämerm.; Andr. Benschheim an der Bergstraße, 1. dienst. n. Georgi, 2. dienst. n. Egid., 3. dienst. n. Mart., Viehmarkt jeden Tag vorher.

Berned a. d. Schwarzwald, Donnerst. v. Georgi, dienst. n. Ulrich, Vieh- u. Krämermkt.; mont. nach

Sim. u. Judä Vieh- Fleisch- u. Krämermarkt; fällt ersterer in die Charwoche, ist er 2 Tage früher, nämlich Dienstag v. dem Gründonnerst.; fällt Ulrich auf dienst. u. Sim. u. Jud. auf mont., so werden diese letzten Märkte 8 Tage nachher gehalten.

Bischofheim, 1. Peter u. Paul, 2. Sim. u. Jud.

Beutelspach, donnerst. v. Mar. Verkünd., donnerst. n. Sim. Jud.

Bieschheim, dienst. n. dem 25. März, dienst. n. dem 15. Aug. u. dienst. n. dem 8. Sept.

Bieberach im Kinzingerthal, mittw. n. Pfingsten, mittw. n. Martini.

Bielshausen, Vieh- u. Vieh- u. Fleischm.: 1. auf den ersten dienst. im März, 2. Joh. Täufel, 3. Nikolai; fallen die zwei letzten auf einen samst., sonnt. od. mont., so wird der Markt jederzeit den nächsten dienst. gehalten.

Birkenseld hält Viehmärkte: 19. Febr., 9. April, 11. Juni, 20. August; mit dem im April u. August jedesmal ein Krämermkt. verbunden. Fällt einer dieser Tage auf einen samst. od. Sonntag, so ist der markt montag darauf, fällt aber einer auf einen feiertag, so bleibt er.

Bischofsheim a. Neckar, 1. den zweiten mont. n. Ostern, 2. auf den mont. n. dem dritten sonnt. im Okt.

Bischofsheim am Rhein, 1. dienst. vor Achermittw., 2. donnerst. an od. nach 4 Erhöhung.

Bischofsheim an der Tauber, 1. auf Fastnachtsmont. 2. Marktst., 3. Pfingstdienst., 4. Kilians, 5. welcher 3 Tage dauert, jedesm. den mont. nach dem 25. Aug.; fällt der 25. Aug. auf einen mont., so nimmt an diesem Tag der Markt seinen Anfang, 6. Martini, 7. Thomast. Fällt der 2te, der 3te, der 4te, der 6te u. 7te auf einen samst. oder